Österreichisch-Ungarische Revue.

Jahrgang IX.

1894. 1894.

Herausgegeben und redigiert

von

A. Mayer-Wyde.



17. Band, 2. Heft.



Wien.
Verlag der Österreichisch-Ungarischen Revue.
XVIII., Hans Sachs (vorm. Wildenmann)-Gasse 6.



Inhalt.





Triests Bedeutung als österreichischer Seehafen vordem und jetzt.

Von Dr. K. E.

Triest.

Die Bedeutung Triests für den Handel und Verkehr Österreichs ist in den letzten Jahren wiederholt in der Tages- und Fachpresse besprochen worden und hat einen immer wiederkehrenden Gegenstand der Verhandlungen in den gesetzgebenden Körperschaften gebildet.

Die Ansichten über diese Frage waren weit auseinandergehend. Während einige die Wichtigkeit dieses größten österreichischen Seehafens nicht in vollem Maße würdigten, ja einzelne selbst so weit giengen, dass sie Triest seinem Schicksale überlassen wollten, haben sich andererseits gewichtige Stimmen erhoben, welche laut und nachdrücklich eine energische Action zur Hebung des Verkehres über Triest verlangt und auf die schwere Schädigung hingewiesen haben, die aus jeder weiteren Verzögerung der wirtschaftlichen Machtstellung der Monarchie erwachsen würde.

Die öffentliche Discussion, wie sehr in derselben auch manch hartes und unbegründetes Urtheil über Triest und seinen Handel gefällt worden sein mag, hat doch das Gute im Gefolge gehabt, dass sie die Gegensätze gemildert, die Situation geklärt und eine Grundlage geschaffen hat, welche eine unparteiische und vorurtheilsfreie Betrachtung ermöglicht.

Die Überzeugung von der Solidarität der Interessen des Handels und Verkehres unseres Seehafens mit den wirtschaftlichen Interessen unseres gesammten Vaterlandes hat sich Bahn gebrochen, sie hat zur Erkenntnis geführt, dass sich zwischen dem Reichthume und der Macht

der Seehäfen und dem Wohlstande der Nationen ein Band der engsten Wechselbeziehung schlingt, und dass die wirtschaftliche Erstarkung unseres einzigen großen Seehafens gleichbedeutend ist mit einer Hebung und Förderung des Handels, des Verkehres, der Production, des gesammten wirtschaftlichen Lebens von ganz Österreich.

Handel und Industrie bilden die Grundlage der heutigen Staatswesen, im Verkehre und im Gewerbfleiße liegt das Geheimnis ihrer Macht, ohne diese gibt es keinen Platz im Vereine der Culturstaaten, kein Fortschreiten der menschlichen Gesittung, keine Möglichkeit, die höchsten Ziele der Menschheit zu verwirklichen.

Handel und Industrie aber können sich einzig und allein innerhalb der Grenzpfähle eines Staates nicht entfalten. Die hohe Vervollkommnung unserer heutigen Production und unserer heutigen Verkehrsmittel drängt über diese Grenzen hinaus in den Weltverkehr zum Aufsuchen und Bieten der Concurrenz auf den entlegensten Märkten.

Allerdings stehen unserem heutigen Landverkehre die mächtigen Hilfsmittel der modernen Technik zugebote, welche die für unüberbrückbar gehaltenen Hindernisse der todten Natur, die gewaltigsten Entfernungen spielend bewältigen, allein nach wie vor ist das Meer doch der Hauptträger des Weltverkehres, die Heerstraße der Nationen geblieben, und nach unmittelbarer Verbindung mit dem Meere und unmittelbarer Theilnahme an dem Welthandel durch den Seeverkehr muss auch heute noch jeder Staat streben, der eine wirtschaftliche Machtstellung erringen oder behaupten will.

Versandete Häfen sind aber die Etappen nicht, auf denen der Welthandel sich bewegt. Der innige Contact mit dem mächtig pulsierenden Leben der Menschheit wirkt gleich dem Strom in der Wüste befruchtend auf die Länder, die er berührt. Tod und öde bleiben nur jene, die abseits von seinem Zuge liegen.

Österreich, im Herzen Europas gelegen, hat sich dem regen Leben der Nationen nie verschlossen, und die Segnungen dieses Verkehres haben seine Machtstellung im Bunde der großen europäischen Staaten schon früh begründet und gefestigt.

Der Zuzug aus dem Weltverkehre kann aber für Österreich nur aus dem Süden kommen, nur im Süden besitzen wir freien Ausblick auf das Meer und die Möglichkeit eines von allen Wechselfällen der Politik unabhängigen Anschlusses an den Welthandel.

Österreich ist ja kein Neuling im wirtschaftlichen Verkehre der Nationen, bereits zu anderen Zeiten hat unser Vaterland hierin eine

Machtstellung ersten Ranges eingenommen; allein in jenen ruhmreichen Epochen unserer Geschichte waren die Blicke unserer großen Staatsmänner nach dem Süden gerichtet, und ein inniges Band gegenseitigen Verständnisses verknüpfte Österreich mit seinen am Meere gelegenen Provinzen.

Was sich aber schon früher als gut und nützlich erwiesen hat, warum sollte sich das heute nicht bewähren? Besitzt Österreich heute etwa eine andere Meeresküste als die seiner südlichen Provinzen oder einen anderen Seehafen, der mehr als sein lang vernachlässigtes großes Seeemporium an der Adria nach den Vortheilen seiner geographischen Lage und nach dem Rechte seiner Vergangenheit geeignet wäre, das Glied jener Kette darzustellen, welche unseren Handel und unsere Industrie mit dem Weltverkehre verbinden soll?

Niemand wird dies behaupten wollen; dann aber ist die uns in vorliegenden Zeilen gestellte Aufgabe eine leichte.

An der Hand der Geschichte werden wir nachweisen, dass die enge Verbindung Österreichs mit seinen Häfen an der Adria seine wirtschaftliche Blüte und Machtstellung in gewesenen glänzenden Epochen gezeitigt hat, die Logik der Thatsachen und die Lehrsätze der Volkswirtschaft werden es bekräftigen, dass dieses schöne Zusammenwirken unabweislich nothwendig ist für die gedeihliche Entwicklung des wirtschaftlichen Lebens unseres gesammten Vaterlandes, und selbst die beredtesten Ausführungen unserer Gegner werden uns nicht überzeugen, dass es für Österreich besser sein könne, seine Häfen verfallen zu lassen, auf die ihm nach seinen reichen Hilfsquellen gebürende Antheilnahme am Weltverkehre zu verzichten und die Lebensfragen seines Handels, seiner im steten Aufschwunge begriffenen Industrie von der Gunst wechselnder politischer Constellationen und der schwankenden Auslegung von Verträgen abhängig zu machen.

Triest, an der nördlichsten, am weitesten in das Land einschneidenden Einbuchtung des adriatischen Meeres gelegen, bildet die natürliche Einbruchstelle für den Zug des östlichen Welthandels nach den mitteleuropäischen Binnenländern und das natürliche Ausfallsthor für die Erzeugnisse ihrer landwirtschaftlichen und industriellen Production.

Triest, seit jeher Handelsstadt, ist dieser Aufgabe je nach den wechselnden Anforderungen der Zeiten, nur zu oft auf die eigenen schwachen Kräfte angewiesen, mit zäher Ausdauer und glänzendem Erfolge nachgekommen.

Woher nun die Berechtigung zu den heutigen Zweifeln an dieser Mission, welche seine Feinde und Rivalen bereits vor Jahrhunderten mit dem Scharfblicke bedrohter Interessen erkannt und gefürchtet haben?

Dies gilt insbesondere von Venedig. Schon frühzeitig und mit jener rücksichtslosen und energischen Politik, welche ihm die leitende Stellung unter den Seemächten des Mittelmeeres verschaffte, gieng sein Bestreben dahin, diesen Gegner niederzuhalten und unschädlich zu machen.

Venedig, damals im Zenithe seiner Macht, welches den Handel der Adrialänder monopolisierte und seine Ansprüche auf die Souveränität über das ganze adriatische Meer[1]) mit umso größerer Nachdrücklichkeit und Unduldsamkeit verfocht, jene weniger seine Berechtigung zu derselben selbst von den Zeitgenossen anerkannt wurde, war der Staat nicht,

---

[1]) Diese Ansprüche werden von den Schriftstellern dieser Epoche theils auf ein Privilegium Papst Alexanders III. und auf die Anerkennung desselben durch Kaiser Friedrich III. und die Könige von Neapel und Ungarn zurückgeführt, theils durch den Rechtstitel des unvordenklichen Besitzes und ähnliche gestützt. Paolo Sarpi, einer der Hauptverfechter dieses Rechtes, erklärt dessen Erwerbung durch die Occupation des seit dem Untergange des römischen Reiches herrenlos gewordenen Meeres seitens der Venetianer. Und zwar soll dies für das Meer zwischen Ravenna und Aquileja schon gleich durch die Erbauung der Stadt Venedig auf den in diesem Meere gelegenen Lagunen, hinsichtlich der übrigen Theile des adriatischen Meeres aber durch successive Besitzergreifung geschehen sein, so insbesondere bezüglich des südlichen Theiles an der apulischen Küste und der Straße von Otranto durch Besetzung anläfslich des Krieges zwischen dem byzantinischen Kaiserthume und den in Unteritalien eingedrungenen Normannen und Occupation dieser Meeresstrecke nach Dereliction derselben seitens der Byzantiner. So der Genannte in seiner Schrift „Dominio del mar Adriatico della Serenissima Republica di Venetia", Venedig MDCLXXXVI. In einer anderen Streitschrift, „Dominio del mar' Adriatico e sue ragioni per il jus belli della Serenissima Republica di Venetia", führt derselbe Verfasser als Rechtsgrund dieses Hoheitsrechtes die Occupation im Kriege an und stützt diesen Anspruch insbesondere auf die Eroberung des Meeres infolge eines im Jahre 1176 von dem Dogen Ziani über Friedrich I. in einer Seeschlacht bei Salvore davongetragenen Sieges. Von dieser Zeit soll auch die Ceremonie der Vermählung mit dem Meere herstammen. Diesen Sieg behauptet und erläutert auch Cornelio Frangipani in seiner Schrift „Allegatione in jure contro l' autor degli annali ecclesiastici, qual niega la verità della Vittoria Navale ottenuta dalla Serenissima Republica di Venetia contro Federico I, e l'Atto di Papa Alessandro III." Vergleiche auch Sarpis unter dem Pseudonym Francesco de Ingenuis herausgegebene Schrift „De Jurisdictione Reipublicae Venetae in mare Adriaticum" (Opere di Paolo Sarpi in Helmstat, per Jacopo Mulleri 1763). Interessant ist es, den mit allen Sophismen der zeitgemäßen Doctrin gewürzten Winkelzügen zu folgen, mit welchen dieser Gelehrte dem gesunden Rechte und der Geschichte Gewalt anthut.

der einen Nebenbuhler, dessen Bedeutung die Republik niemals unterschätzte, unter seinen eigenen Augen hätte stark und mächtig werden lassen.

So ist denn die Geschichte Triests während ihrer ersten Epoche eine Reihe erbitterter Kämpfe,[1]) welche dieses damals unscheinbare Staatswesen gegen einen übergewaltigen Feind erfolgreich bestand.

Wenn aber auch der zähe Widerstand gegen den größten Seestaat der damaligen Zeit von der seltenen Thatkraft der Triester Einwohner Zeugnis ablegt, so konnten sich dieselben doch nicht verhehlen, dass solch ein Kampf gegen die mächtigen Hilfsmittel der Republik auf die Dauer unmöglich sein werde.

Es war daher zwar natürlich, dass sich die Stadt dem Zeitgeiste gemäß in dieser wachsenden Bedrängnis nach einem Schutzherrn umsah, doch ist es kein zufälliges Ergebnis der damaligen politischen Machtverhältnisse, dass die Wahl mit Übergehung aller näher liegenden, an dem Widerstande gegen Venedig viel mehr interessierten Kreise auf die österreichischen Herzoge fiel, denen sich Triest im Jahre 1382 freiwillig unterwarf.

Die Triester Bürger entsandten als Zeichen ihrer Ergebenheit das Stadtpanier an Herzog Leopold nach Graz, woselbst die Übergabsurkunde von ihm und den Triester Abgeordneten Adelmo dei

[1]) Der Doge Heinrich Dandolo besetzte im Jahre 1201 Triest, welches sich unterwerfen und einen jährlichen Tribut versprechen musste. Die Venetianer verfuhren an der eroberten Istrianer Küste und in Triest wie Gebieter. Sie besteuerten die Waren-Ein- und Ausfuhr und eigneten sich den Fischfang und die Salzausbeutung zu. In dem Kriege, welchen Raimund della Torre, Patriarch von Aquileja, im Jahre 1279 gegen Venedig führte, stand Triest auf seiner Seite. Die Venetianer belagerten die Stadt, doch hielt dieselbe die Belagerung standhaft bis zum Entsatze durch das Heer des Patriarchen aus. Schon 1288 war der venetianische Heerführer Marino Morosini mit seiner Flotte wieder im Triester Golfe und belagerte die Stadt zu Wasser und zu Lande. Erst nach großen Bedrängnissen wurde Triest, dessen Bürger den Belagerern die tapferste Vertheidigung entgegensetzten, durch den Patriarchen und seine Bundesgenossen befreit. 1368 war die Stadt von einem venetianischen Heere unter Domenico Michiel und einer Flotte unter Cresio Molino eingeschlossen und gerieth in die größte Gefahr. Der Entsatz durch Herzog Leopold von Österreich, welcher mit einer Streitmacht von 10.000 Mann Reiterei und Fußvolk Triest zuhilfe eilte, gelang nicht, und Triest musste sich 1369 ergeben. Im Jahre 1379 versuchte die Stadt das Joch abzuschütteln, wurde wieder belagert und erst durch den Genueser Admiral Matteo Maruffo, nachdem sie allen Greueln des Krieges preisgegeben worden war, entsetzt. Bis zum Jahre 1381 dauerte der Kampf und endete in diesem Jahre mit der Anerkennung der Unabhängigkeit Triests.

Petrazzi, Antonio dei Dominici und Nicolò dei Picca am 30. September 1382 unterzeichnet wurde.

Diese Urkunde bildet die Hauptgrundlage aller jener Verwahrungen, welche gegen die Aufhebung und Schmälerung der sogenannten Privilegien der Stadt besonders in letztverflossener Zeit eingelegt wurden.

Ihr Inhalt läſst sich ungefähr so kurz zusammenfassen:

Die österreichische Schutzherrschaft verpflichtet sich, die Stadt zu behaupten und zu vertheidigen, ihre Rechte und Besitzthümer weder zu verkaufen noch zu verpfänden oder als Erb- oder Lehengut an andere zu übertragen, so daſs die Stadt für ewige Zeiten ungeschmälert mit der Herrschaft der österreichischen Herzoge verbunden zu bleiben hat.

Der Herzog und seine Nachfolger behalten sich die Ernennung des Triester Stadthauptmannes und seiner Vicare vor.

Ein weiterer Punkt regelt die Berufung gegen die Entscheidungen dieser herzoglichen Beamten. Von den Geldstrafen soll die eine Hälfte dem Herzog, die andere aber der Stadt zufallen.

Der Schutzherr soll das Recht haben, Steuern, Maut, Accise und Zölle einzuheben, in der Ausfuhr zur See ist hiervon nur der Wein, in der Einfuhr zur See aber alle jene Waren ausgenommen, welche zum Verbrauche und Bedarfe der Bürger und Einwohner eingeführt werden.

Die Stadt wählt den Rath und die Beamten und behält die Bewachung der beiden Festen Mocco und Moncolano.[1])

Nicht in der Schutzbedürftigkeit der Stadt, welche es in dem vorausgegangenen, Jahrhunderte langen Kampfe verstanden hatte, die eigene Unabhängigkeit zu bewahren und dieselbe in dem eben vorhergehenden Jahre 1381 im Turiner Frieden[2]) auch diplomatisch zur Anerkennung zu bringen, ist der alleinige Grund der Unterwerfung zu suchen, dieser Beschluſs wurzelte vielmehr in der Überzeugung, daſs nur im engen Anlehnen an das weite, den Herzogen von Österreich unterworfene Hinterland, dessen vollständige Erschlieſsung für den Land-

[1]) Den Originaltext der Urkunde siehe bei Kandler, Documenti per servire alla conoscenza delle condizioni legali del Municipio ed Emporio di Trieste, Triest 1848.

[2]) Er kam am 7. October 1381 zwischen König Ludwig von Ungarn, dem Patriarchen von Aquileja, Genua, dem Herrn von Padua und der venetianischen Republik zustande. Demselben zufolge entsagten sowohl Venedig als der Patriarch von Aquileja allen Rechten und Ansprüchen, die sie bis dahin auf Triest gehabt hatten. Triest wurde in diesem Friedensvertrage als für alle Zeit von jeglicher fremden Gerichtsbarkeit, Huldigung und Verpflichtung frei anerkannt.

handel der Stadt nicht minder wichtig war als ein nachdrücklicher Schutz gegen die Übergriffe Venedigs auf dem Meere, für Triest Heil und Gedeihen zu suchen sei.

Und wirklich sind die Triester Bürger dieser Überzeugung nie untreu geworden, wenn auch der erhoffte Schutz sich im Laufe der folgenden Epoche oft als unzureichend erwies.

Durch das Schutzverhältnis hatte die Stadt allerdings einen kräftigen Rückhalt gewonnen, allein die feindseligen Eingriffe Venedigs hatten darum noch lange nicht ihr Ende erreicht.

Mit umso scheelerem Auge verfolgte die Republik nunmehr jeden Fortschritt der ihrer Machtsphäre entrückten Rivalin, und umso rücksichtsloser wurde die Ausübung des angesprochenen Hoheitsrechtes über das adriatische Meer, Zölle und Abgaben wurden erpresst, willkürliche Verbote und Monopole decretiert und der Handel und die Schiffahrt Triests auf jede nur mögliche Art vergewaltigt und behindert.

Dies geschah sogar noch zu Anfang des 18. Jahrhunderts. In einem Berichte des Triester Stadtrathes an Kaiser Josef I., etwa 1705 oder in den nächstfolgenden Jahren abgefasst, heißt es:

„Die Hauptursache ist, dass die venetianische Republik trotz der Ewr. kais. königl. Majestät in einem anderen, unterthänigsten Berichte eingereichten Verträge unter eitlen und haltlosen Vorwänden des venetianischen Gesandten unseren freien Schiffahrts- und Handelsverkehr hindert, indem keine Barke sich außerhalb des Hafens (als ob er ihr unterworfen wäre) begeben darf, wenn der Führer nicht in Capodistria, einer venetianischen Stadt, die Passbollette gelöst hat; eine ohne solche angetroffene Barke wird von dem Wachtschiffe oder bewehrten Boote, welches beständig den Golf durchkreuzt, nach dem nächsten venetianischen Hafen geführt und dort die Ladung dem Fiscus, die Barke aber den Flammen übergeben und die Mannschaft gewöhnlich zur Galeere verurtheilt. Dies geschieht so häufig, dass erst vor einigen Tagen in unserem Hafen ein mit einer großen Ladung Salz von Barletta für den Gebrauch der hohen Kammer beladenes Ragusaner Schiff anlangte, welches viele Monate lang von den venetianischen Galeeren in Parenzo mit Beschlag belegt und erst, nachdem es großen Schaden erlitten, auf das nachdrückliche Einschreiten des Gesandten Ew. kaiserlich-königlichen Majestät, Sr. Durchlaucht des Fürsten Hercolani, freigelassen wurde.

Ähnliche von den Venetianern gegen die Verträge, das Völkerrecht, die Freiheit der Schiffahrt auf diesen Meeren, besonders gegen jene Schiffe, welche nicht ihren Unterthanen gehören, verübte Unbilden und

Plackereien sind die Hauptursache, dass in dieser Stadt, welche gleichwohl der Stapelplatz für Deutschland sein sollte, der Handel zum empfindlichen Nachtheile für die Bewohner und die landesfürstlichen Zölle völlig darniederliegt und vernichtet ist, dagegen den venetianischen Unterthanen und ihren Zöllen zugute kommt, indem sämmtliche Waren, welche früher bloß von Triest über Flitsch durch den österreichischen Staat ihre Richtung nach Deutschland einschlugen, jetzt ihren Weg über Pontafel durch das Venetianische nehmen, und statt dass früher alles Geld und jeder Gewinn in den österreichischen Staaten verblieb, strebt nun die Republik, uneingedenk der abgeschlossenen Verträge, dahin, dass sie in ihrem Staate bleiben, eine folgenschwere und wichtige Maxime, gegen welche niemand ankämpft oder Einsprache erhebt."[1])

Gegen solche Übergriffe konnten die österreichischen Schirmherren keinen ausreichenden Schutz gewähren.

Die politischen Wirren der damaligen Zeit, die vielen anderen Kriege gegen innere und äußere Feinde, das lose Gefüge des der Zersplitterung anheimfallenden römisch-deutschen Kaiserreiches brachten es mit sich, dass die österreichischen Herzoge, obwohl mit ihrem Hause schon seit dem Jahre 1438 die deutsche Kaiserkrone dauernd verbunden war, dem keine wirksamere Abwehr entgegensetzen konnten.

So war denn Triest durch drei weitere Jahrhunderte beinahe gänzlich auf sich selbst angewiesen, und wenn auch die Huld der Schutzherren der Stadt im Verlaufe dieser ganzen Zeit nicht geringe Beweise des Wohlwollens zukommen ließ, ihre Privilegien bestätigte und ihren Handel im Stile der damaligen Zeit durch Stapel-, Mess- und Durchzugsrechte, Befreiungen von Innerlandszöllen und andere derartige Maßnahmen förderte, so war doch während der ununterbrochenen Folge von Kriegen, Belagerungen und Brandschatzungen[2]) an eine gedeihliche Entwicklung von Handel und Verkehr nicht zu denken.

---

[1]) Vgl. Löwenthal, Geschichte der Stadt Triest, I, S. 142.

[2]) Im Jahre 1463 wurde die Stadt von einem durch die Istrianer verstärkten venetianischen Heere unter dem Oberbefehle des Antonio Mariano, Bernardo del Montone und Annibale del Corneto belagert. Mit Hilfe mehrerer Schwadronen deutscher Reiterei, welche der Kaiser entsandt hatte, wurde der Feind geschlagen und vertrieben. 1508 wurde die Stadt von den Venetianern unter Girolamo Contarini belagert und erstürmt. 1614 bis 1617 kämpfte Triest an der Seite Österreichs in dem Friaulischen Krieg. Dazwischen gab es aber fortwährend kleinere Reibungen und Scharmützel, bald unmittelbar mit Venedig, bald mit den durch venetianische Hilfstruppen verstärkten istrianischen Städten und musste die Stadt immer mit der Möglichkeit plötzlicher Überfälle rechnen.

Trotz aller dieser Bedrängnisse, welche Triest mehrmals in die höchste Gefahr brachten, hat die Stadt unverbrüchlich an der von dem weisen Entschlusse der Vorfahren erwählten Zugehörigkeit zu Kaiser und Reich mit einer Selbstverleugnung und Opferwilligkeit festgehalten, welche in den Diplomen der österreichischen Herrscher laute Anerkennung gefunden hat.

Schon in einer Urkunde des Herzogs Leopold III. heißt es:

„Wahrhaft des höchsten Lobes und der Achtung nicht nur der Italiener sondern aller Nationen wert sind Unsere treuen Triester Bürger, deren Thaten in den Kriegen und Kämpfen mit den Venetianern bekannt sind. Ihre beharrliche Treue und Ergebenheit für das Haus Österreich verdient eine würdige Belohnung, und da Wir deshalb wünschen, die Stadt nicht nur in ihrem früheren Zustande zu erhalten sondern auch zu vergrößern und täglich mehr zu heben, so glauben Wir ihr zum Heile ihrer ehrenwerten Bürger Titel und Wappen verleihen zu müssen, damit alle klar erkennen und sich überzeugen, dass Wir ihnen wegen ihrer Verdienste Unsere Huld und Anerkennung angedeihen lassen, und damit sie täglich gleichwie in einem Spiegel ein Pfand derselben vor Augen haben." [1])

Auch die kaiserliche Entschließung vom 24. December 1624, mit welcher Ferdinand II. die Statuten der Stadt bestätigte, hebt die Treue und Anhänglichkeit derselben rühmend hervor. Es heißt dortselbst:

„Angesehen den sonderbaren Gehorsam und Treu, welche die gemeldte Statt Triest gegen Unsere Vorfahren und Uns von unerdenklichen Jahren herr zu allen Friedens- und Kriegszeiten, und fürnemlichen auch in iungst fürgangenen friaulischen Krieg gantz standhafftig, eyferig und ruhmlich, mit Darsetzung Guet und Bluts bewisen, und auch ins könfftig gleichermassen zu beweisen beharlich wie schuldig also auch willig ist . . ." [2])

Im gleichen Sinne lauten auch andere Diplome, das Karls V. vom 30. Juni 1519, Ferdinands III. vom 1. October 1636 und Kaiser Leopolds I. vom 29. September 1660, insbesondere aber das Diplom Kaiser Josefs I. vom 3. Juli 1706 und 23. December 1713. Hierselbst heißt es:

„In gnädigster Erwägung der höchst ausgezeichneten Verdienste, welche sich die erwähnte Stadt Triest um Unser Kaiserhaus erworben,

---

[1]) Siehe Löwenthal, Geschichte der Stadt Triest, I, S. 54.

[2]) Siehe Löwenthal, Geschichte der Stadt Triest, I, S. 107, und Kandler, Documenti per servire alla conoscenza delle condizioni legali del Municipio ed Emporio di Trieste.

indem sie nicht allein vier Jahrhunderte hindurch in jedem Wechsel der Zustände, ja sogar während der heftigsten Kriege und andauernder feindlicher Einfälle und bei den wieder nachfolgenden Zerstörungen und Verlusten in ungeschmälerter und unverbrüchlicher Treue gegen dasselbe stets unerschütterlich ausharrte sondern auch ihre besondere Ergebenheit und eifrige Bereitwilligkeit bei verschiedenen Anlässen, sowohl zur Förderung des allgemeinen Besten und der Herrschaft Unseres Hauses als in den pünktlichen Beisteuern zu den gemeinsamen Lasten und den übrigen Staatsbedürfnissen, vorzüglich aber in Zeiten der Noth durch ausgezeichnete Treue bewährte und, wo es sich um Abwehr feindlicher Angriffe handelte, mit unsterblichem Ruhme weder Gut noch Blut schonte sondern, mit Hintansetzung alles Vermögens und mit Verachtung jeglicher Lebensgefahr in allen Bedrängnissen ihrem angestammten Fürsten beharrlich angehörend, die Pflicht wahrhaft treuer Vasallen erfüllte, wie dies auch die Privilegien und die öfter wiederholten Bestätigungen ausführlicher bezeigen . . ." [1])

Die Früchte dieses unentwegten Festhaltens an dem von den Ahnen gewählten Schutzherrn sollte Triest auch reichlich ernten.

Mit dem Ende des 16. Jahrhunderts hatte sich die Territorialbildung in Deutschland vollzogen; das Reich selbst war allerdings nur noch ein wesenloser Schatten, aber mächtige Staaten hatten sich innerhalb desselben gebildet, und der mächtigste aller, Österreich, war der Schutzherr Triests geworden.

Die sich Bahn brechende stramme Centralgewalt in der Regierung, die nach Einheitlichkeit strebende Organisation, welche den Übergang zu den modernen Staatswesen darstellt, gestatteten eine kräftige und nachdrückliche Wahrung der Interessen auch der entlegensten Landestheile und eine energische Abwehr jedes fremden Eingriffes.

Dies und anderseits die sinkende Macht Venedigs, welches seine Ansprüche auf die Alleinherrschaft im adriatischen Meere allmählich auf die symbolische Verlobung mit dem Meere [2]) beschränkte, sonst aber wirksam nicht mehr zu bethätigen vermochte, verschafften dem Triester Seeverkehre nach der Hand Ruhe vor den Anmaßungen der Republik, bis endlich die von Karl VI. mit dem Patente vom

---

[1]) Siehe Kandler wie oben und Löwenthal, I, S. 130.

[2]) „Festo ascensionis Domini quotannis ritu solemni Dux navi, Bucentauro dicta, vectus, comitante amplissimo Senatu ad perpetuandum sibi maris dominium annulum in medias undas projicit dicendo: Desponsamus te mare in signum veri et perpetui dominii." Paul. Merula.

2. Juni 1717 verkündete Freiheit der Schiffahrt, der sich Venedig nicht zu widersetzen wagte, auch die letzten Reste des vorbestandenen rechtlosen Zustandes beseitigte. Die bezüglichen Bestimmungen dieses wichtigen Patentes lauten:

„Wir Karl VI. . . . thun hiermit kundt allermänniglich. Demnach Wir zur Einricht-, Beförder- und Vermehrung des Commercii in allen Unseren Erb-Königreich- und Landen, vornemblich aber in Unseren gesambten In. Oe. Erb-Landen und Meer-Porten zu derenselben Aufnamb und Wachsthumb bei Beobacht- und Herstöllung deren hierzun erforderlichen essential-Mittlen unter anderen Haubtsächlich die Stabilisirung der Gesicherten auch freyen Navigation und Schiffahrth durch das Adriaticum, so ohne Ertheilung gewisser Freyheit und anderen requisiten nicht wohl geschehen kan, so nöthig als Vortrag- und erspriesslich erachtet, und dahero auf den Uns geschehenen umbständlichen Vortrag gnädigst resolvirt haben, daß Unseren Königlich Hungar- und Croatischen Meer-Gränitzeren, wie auch all- und jeden auf Unseren Lands-Fürstlichen In. Oe. Meer-Küsten und Porten befindlichen oder künfftigen daselbst nidersetzenden- und Unserer Lands-Fürstlichen Bottmässigkeit sich ergebenden Innwohnern, Unterthanen und Getreuen, welche zur Einricht- und best- möglichster Standbringung deß Commercii auf obbedeute Schiffarth sich verlegen, armiren und das Commercium frey treiben wollen, solches alles von Uns hiemit gnädigst erlaubt, wie auch derowegen zu derenselben Niederlaß- und Domicilirung besonder Terrain . . . assignirt: und denenselben dise Unsere Resolution und Genehmhaltung durch gegenwärtiges, offenes Patent kundt gemacht, auch jedermann von unsertwegen, versichert wird, was gestalten Wir obbesagt: Unseren Insassen, auch anderen Getreuen, welche zu Einführung der Schiffahrt und des Commercii mit ihren Schiffen von Unseren In. Oe. Meer-Porten außlauffen werden nicht allein Unsere Kayser- und Lands-Fürstliche Flaggen zuzulassen, und derowegen denenselben auf ihr gebührendes Anmelden das benöthigte Patent durch Unsere In. Oe. Geheimbe Hof-Cantzley zu erteilen, wie nicht minder dieselbe (allenfahls dergleichen Schiff oder Effetti von einer andern Potenz wider Verhoffen angehalten, oder sonsten turbirt, und beeinträchtiget werden solten) kräfftigist zu schützen und mithin dergleichen Torto und Schaden auf alle Weiß zu vindiciren, und so gestalten, als wann solcher Unser Provinz selbsten widerfahrete aufzunehmen, wie auch zu solchem Ende auf alle Mittel und Weeg zu Verschaffung alsobaldiger Satisfaction bedacht zu sein, sondern auch

jene, welche das Commercium per mare Adriaticum anfangen, und sich zu solchen mit Schiffen, auch von frembden Orthen auf Unseren Österreichischen Meer-Porten einfinden werden mit besonderem Kayser- und Lands-Fürstlichen Gnaden und Freiheiten gnädigst anzusehen." [1])

So war also die Schiffahrt frei und unbehindert, jedoch nicht hierauf allein beschränkte sich die weise Fürsorge dieses Herrschers, dem Triest in dankbarer Anerkennung ein Standbild auf seinem Hauptplatze errichtet hat.

Hand in Hand damit giengen Verordnungen zur Erweiterung des Straßennetzes, Sicherung des Verkehres auf demselben, [2]) Hebung des Zuzuges von Waren und Förderung der Ansiedelung fremder Kaufleute, [3]) Errichtung von Versicherungsbanken und Banken und Handelsgesellschaften für den überseeischen Handel, [4]) Abschluss von Handelsverträgen, [5]) Verbesserung der Gesetzgebung in Handels- und Wechselsachen, [6]) insbesondere aber das mit dem Patente vom 18. März 1719 verliehene Freihafen-Privilegium, aus welchem sich unter der folgenden Regierung der Triester Freihafen entwickelt hat, kurz, eine großartig geplante Action zur Hebung und Förderung des Handels und Verkehres über Triest, welche uns wegen ihrer hohen Ideen und Ziele noch heute mit Staunen erfüllt.

Das Freihafenpatent, ein mustergiltiges Stück wahrer staatsmännischer Umsicht und Weisheit, enthält in seinen zwölf Punkten eine

---

[1]) Kandler wie oben.

[2]) Ebendaselbst: „... allermassen Wir die Weeg und Straffen durch alle Unsere In. Oe. Erb-Landen biß an Unsere Meer-Porten mit braiten Wägen zu fahren und zu einen rechtschaffenen Commercio wandlbar zu machen: wie nicht minder dieselbe von allen Räubern, Mördern und anderen liederlich- und lasterhafften Leuthen sicher zu halten, allergnädigst anbefohlen..."

[3]) So besonders im Patente vom 18. März 1719 a. E.: „Letztlichen sich die Frembd Negotianten und Handels-Leuth desto mehrern Vortheil zu erfreuen haben, als versprechen Wir und sagen denenselben hiemit zu, ihrer Völkerschaft und Familien alle gedeuliche Real- und Personal-Freyheiten zu ertheilen, welche in anderen florirenden Handelsstädten jemahls ertheilt worden, und von Uns über der Partheyen bittliches Anlangen für thunlich werden befunden werden."

[4]) So die Patente vom 27. Mai 1719 und vom 29. December 1719, ebenfalls bei Kandler.

[5]) Insbesondere der Handelsvertrag mit der Türkei, eingegangen beim Passarowitzer Friedensschlusse mit Sultan Achmed und publiciert mit Patent vom 27. Juli 1718. Durch denselben erhielt der schon damals überaus wichtige Handel mit der Levante eine feste Grundlage.

[6]) Wechselgesetz vom 20. Mai 1722.

Reihe von Bestimmungen, welche man als die eigentliche Grundlage der ganzen von jenem großen Herrscher zugunsten Triests eingeleiteten Action betrachten kann. Leider gestattet der Raum nicht, dieses wichtige Document anders als im Auszuge wiederzugeben. Die zwölf Punkte lassen sich so zusammenfassen:

1. Fremden Kaufleuten und Schiffern sowie allen Personen, welche sich des Handels wegen in den österreichischen Ländern aufhalten und niederlassen wollen, wird ungehinderter Betrieb des Handels und der Industrie und entsprechender Schutz zugesichert;

2. die Hauptstraßen werden erweitert, verbessert und in Stand gehalten werden, die Kaufleute dürfen, ohne ein sicheres Geleit oder General- und Specialerlaubnis zu benöthigen, in den Häfen der Flüsse und Ströme ein- und auslaufen und sich dortselbst aufhalten;

3. Triest und Fiume werden als Freihäfen (porti franchi) erklärt, „wo solchem nechst alle anländende Frembde Trafficanten, die sonsten auß Unseren Erblanden von anderter, dritter, vierdter oder wohl gar von fünfter Hand hergenommene Effetti künfftighin mehrern Theils von erster Hand, folglich mit grossen Nutzen zu erhandeln und hievon fernern Gewinn zu suchen gute Gelegenheit überkommen können";

4. zur größeren Sicherung und Förderung des Verkehres werden nicht nur dauernde Contumazanstalten errichtet sondern den genannten Freihäfen noch folgende besondere Vorrechte ertheilt: Kaufleute und Schiffer dürfen persönlich oder mittelst ihrer Agenten mit oder ohne Ladung jederzeit ungehindert ein- und auslaufen, Waren kaufen und verkaufen, einladen und ausführen, ohne für den Aufenthalt, für das Ein- und Auslaufen oder sonst ein Schutzgeld oder was immer für eine Gebür zu entrichten. Von den eingeführten und wirklich veräußerten Waren ist nur ein halbes Procent Consulats- oder sogenannter Admiralitätszoll zu bezahlen. Den in den beiden Häfen oder in anderen Seehäfen liegenden oder den unter österreichischer Flagge segelnden, mit österreichischen Patenten ausgestatteten Schiffen wird Schutz gegen jeden Angriff zugesichert. Dawiderhandelnde werden als Seeräuber angesehen und verfolgt werden; derart geraubte Schiffe und Waren werden im Falle ihrer Zustandebringung den Beschädigten zurückgestellt. Den Kaufleuten wird freigestellt, ihre Waren in den beiden Häfen dreiviertel Jahr lang ohne Zollentrichtung gegen Zahlung eines entsprechenden Standgeldes in den Cameralmagazinen oder, falls in denselben kein Raum vorhanden sein sollte, auch in Privatmagazinen aufzubewahren. Im letzteren Falle wird ein Schlüssel des Magazins dem

Eigenthümer des Gutes und einer dem daselbst residierenden Consul übergeben;

5. es wird die Errichtung einer Versicherungs- und Vorschuss-bank in Aussicht gestellt;

6. für die Rechtsangelegenheiten der Kaufleute sind ausschließlich die eingesetzten Wechselgerichte competent; Maut- und Zollfragen und das Verfahren bei Gefällsübertretungen gehören zur Jurisdiction der Finanzbehörden, welche unter Zuziehung des Fiscaladjuncten darüber entscheiden;

7. Kaufleute, welche Häuser oder Kaufläden bauen, dürfen nicht belästigt, ihre Häuser und Geschäfte nicht unbillig belastet werden;

8. falls die fremden Kaufleute bei Ausbruch eines Krieges die österreichischen Länder verlassen müssten, können sie binnen Jahresfrist ihre Waren verkaufen oder ins Ausland schaffen. Weder ihre Schiffe noch ihre Habe sollen mit Beschlag belegt werden oder als Gegenstand von Repressalien benützt werden können;

9. bei Schiffbrüchen soll sich weder der Fiscus noch sonst jemand etwas von den geborgenen Gütern aneignen dürfen, dieselben sind vielmehr dem Eigenthümer oder dessen Erben zurückzuerstatten;

10. die Kaufleute sind von Einquartierung und Personallasten befreit;

11. die einlaufenden Schiffe dürfen nicht durchsucht werden, soferne sie die Schiffspapiere vorweisen. Sollte aus denselben das Vorhandensein verbotener Waren erhellen, so werden selbige mit Beschlag belegt, das Schiff aber und die sonstige Ladung nicht aufgegriffen werden;

12. den Kaufleuten werden bei Erwerbung von Grund und Boden und dem Baue von Häusern thunlichste Erleichterungen zugesichert, insbesondere werden fremden Kaufleuten Personal- und Realfreiheiten gewährt und geistliche und weltliche Obrigkeiten aufgefordert, ihnen Schutz angedeihen zu lassen.[1])

Hiermit hatte Karl VI. den Grundstein zur künftigen Blüte Triests gelegt, die Ausführung seiner Pläne aber blieb der Regierung seiner Nachfolgerin, der Kaiserin Maria Theresia, vorbehalten.

Unter der vierzigjährigen segenvollen Regierung dieser außerordentlichen Frau schoss der Same, den ihr kluger Vorgänger gesät hatte, zur vollen, reichen Ernte auf.

---

[1]) Löwenthal, dann Kandler wie oben.

Hatte Karl VI. den Grundstein gelegt, so hat die große Kaiserin darauf ein herrliches Gebäude errichtet, ein glanzvolles Gebäude von staatswirtschaftlicher und handelspolitischer Weisheit, ein Gebäude von einem Geiste durchweht, welcher die Verhältnisse und Fragen der heutigen Verkehrsepoche vor anderthalb Jahrhunderten mit Divinationsgabe erfasste.

Sie erhob Österreich aus den Wirrnissen, welche zu Anfang ihrer Regierung das Reich umdrängten, zu einer ungeahnten Höhe von Macht und Reichthum; Handel und Verkehr blühten wie vordem noch nie in ihren Ländern, aus welchen die österreichische Flagge, bei Freund und Feind gleich hoch geehrt, die Segnungen österreichischer Gesittung und die Früchte österreichischen Schaffens nach den fernsten Küsten bis zu den entlegensten Steppen des Ostens trug, deren halbwilde Bewohner noch heute das Bildnis der erhabenen Frau mit scheuer Ehrfurcht betrachten.[1])

Ein besonderes Augenmerk aber richtete die Kaiserin auf ihre Seeküste und die Förderung des großen Verkehres über ihre Seehäfen.

Die Ausgestaltung des für den Handel und Verkehr des Reiches so ungemein wichtigen Freihafenprivilegiums ist ihr Werk.

Das Freihafenprivilegium hatte nicht etwa, wie dies nach den heutigen Verhältnissen der Fall wäre, lediglich den Zweck, den Triester Seehafen zum Stapelplatze für die ausländischen Artikel zu machen, gleichzeitig sollte auch der Zuzug von nationalen Waren und Producten gehoben und gefördert werden. Dies geschah auch durch Befreiung von allen jenen Abgaben und Lasten, welche in den verschiedensten Formen von Land zu Land, oft auf vereinzelten und fallweisen Privilegien und Investituren beruhend, den damaligen Verkehr einengten. Der Artikel III des oben wiedergegebenen Patentes vom 18. März 1719 spricht ja ausdrücklich davon, dass in den Freihäfen den fremden Kaufleuten die Möglichkeit geboten sein werde, künftig mit größerem Nutzen Waren aus den Erbländern gleich aus erster Hand zu erhandeln, und im Patente Karls VI. vom 7. Juni 1730 heißt es, dass „Erstens alle

---

[1]) Jenen Lesern, welchen dies noch nicht bekannt sein sollte, theilen wir mit, dass Thaler mit dem Bildnisse der Kaiserin Maria Theresia noch heute im Oriente, insbesondere in Syrien, Arabien, Ägypten und Abyssinien eine gangbare und gesuchte Münze sind. Noch immer werden von dem k. k. Münzamte in Wien jährlich viele Tausende von Silberstücken dieses Gepräges für den Geldverkehr jener Gegenden ausgemünzt und in den Handel gebracht.

in Unsern Erbländern fabrizirte Waaren und Landsprodukte durch alle Unsere Erbländer bey allen so wohl Unsern Cameral-Landschaft- als Privatmautstationen, in was für einen Erb-Land sich selbe befinden durchgehends frey und ohne der geringsten Abnehmung einer Transito oder Niederlags-Gebühr, auch anderer Maut-Abforderungen und Aufschlagsbezahlung in Unsere Inner-Österreichische Meer-Porten Triest und Fiume frey und ungehindert geführet werden können". Die Verordnungen Maria Theresias, Patent vom 27. April 1769, betonen wiederholt die Befreiung von „Essitozöllen" und anderen Lasten behufs Förderung des Zuzuges von einheimischen Waren und Erzeugnissen nach dem Triester Freihafen.

Überhaupt ist die Befreiung des Transits von allen Hindernissen, mit welchen dieser Handel damals zu kämpfen hatte, ein wiederholt zutage tretendes Bestreben der Kaiserin, welche diese Absicht schon in dem Patente vom 14. Juli 1749 als Grundsatz ausgesprochen hat. „Nachdem Wir," so heißt es dortselbst, „gnädigst erwogen, wie nutzbar Unsern gesammten Erblanden das Transito-Commercium sei, wodurch das Straßengewerb zu gemeiner Ersprießlichkeit hereingezogen wird. Nun ist aber dieser Transito nicht in Fortgang zu bringen, wenn nicht derselbe mit der Freihaltung von allseitigen Maut- und Anschlägen favorisiert würde."

Wenn die Kaiserin mitten in den Anforderungen der heutigen Verkehrsepoche gelebt hätte, sie hätte eine richtigere Anschauung dessen, was dem Handel frommt, nicht zum Ausdrucke bringen können.

Allen ihren Schöpfungen drückte sie das Gepräge ihres hohen, über die Verhältnisse ihrer Zeit weit hinaus ragenden Geistes auf.

Die Sicherung des Seeverkehres und dessen Hebung durch Aus- und Einfuhrprämien, Maut- und Zollbegünstigungen und Differentialzölle, die Förderung der einheimischen Schiffahrt, die Regelung der auf dieselbe sowie auf alle Handelsverhältnisse sich beziehenden Gesetzgebung,[1]) die Neuordnung der Administration in Handels- und See-

[1]) „Der Römisch Kayserlichen auch zu Germanien, Hungarn, Böheim königl. Majestät ꝛc. Maria Theresia neu verfaßte Gerichtsordnung, welche bei den gesammten Consolatgerichten und Mercantil-Tribunalien in dem inneröſterreichischen Litorali von den Rechtführenden Theilen und Advokaten ohnüberschreitlich zu beobachten ist" vom 19. Jänner 1758; der Römisch-Kayserlichen ꝛc. neu verfaßte Handlungs- und Falliten-Ordnung desselben Datums; die Wechselordnung vom 30. October 1773 für die königl. böheimischen Nieder- und Innerösterreichischen Erbländer, insbesondere aber das am 25. April 1774 erlassene Navigationsedict „Editto politico di navigazione mercantile austriaca", eine für die damalige

sachen, die Pflege des Consularwesens und die Gründung der orientalischen Akademie,[1]) die Regelung der Valuta, der Abschluss von Handels- und Schiffahrtsverträgen, die Pflege des Börsenwesens,[2]) die Gründung von Assecuranzgesellschaften und Handelsbanken,[3]) das alles sind Bausteine zu dem Monumente, welches sich diese große Herrscherin selbst in ihren Seestädten, in deren Häfen und Handelsflotte aufgerichtet hat.[4])

Insbesondere beachtenswert als Beweis, wie sehr der Kaiserin die Hebung des Seeverkehres am Herzen lag, ist die Fürsorge, welche sie der Regelung des Seesanitätswesens zugewandt hat.

Die Möglichkeit einer unter der Garantie der Staatsgewalt durchzuführenden Reinigung der bei den damaligen Sanitätsverhältnissen rücksichtlich der Einschleppung von verheerenden Krankheiten mitunter höchst gefährlichen Waren der Seeeinfuhr war eine Hauptbedingung für die Anbahnung eines regeren Verkehres mit dem Oriente, dessen Waren eben damals wegen Mangels entsprechender Einrichtungen dieser Art in den österreichischen Häfen und speciell in Triest ihren Weg nach den deutschen und österreichischen Ländern vorwiegend über die Landgrenze nahmen.

Zeit nicht genug wertzuschätzende Errungenschaft, von deren hohem Geiste schon dieser einzige Umstand Zeugnis ablegt, dass dieses Gesetz heute nach 120 Jahren noch in Geltung steht und den bezüglichen Theil unseres Seerechtes regelt. Hierüber sowie über die ganze Epoche vgl. insbesondere Ebner, „Maria Theresia und die Handelsmarine“, Triest 1888.

[1]) Sie erfolgte im Jahre 1754.

[2]) Auch die Errichtung der Triester Börse fällt in die Regierungszeit der Kaiserin: sie erfolgte 1755. Die erste Börsenordnung wurde am 21. Juni 1755 publiciert.

[3]) Die Errichtung der Triester Assecuranzcompagnie fällt in das Jahr 1765. Der Generalcongress fand am 1. und 2. October dieses Jahres statt. Die Triester Leihbank „Banco d'imprestito“ zur Unterstützung des Triester Handels, zu dem Zwecke creiert, um den Credit der Hafenplätze des Litorales zu heben und eine Concurrenz derselben mit den in dieser Richtung besser gestellten Plätzen des Mittelmeeres zu ermöglichen, wurde 1770 gegründet, obwohl dieselbe bereits von Karl VI. geplant worden war. Diese Bank wurde der Assecuranzcompagnie angegliedert, und die Kaiserin gewährte aus Staatsmitteln hierzu ein Darlehen von 50.000 Gulden.

[4]) So Kandler, der gründlichste Kenner der Triester Geschichte und einer der größten Verehrer der Kaiserin, deren Wirken für Triest er mit den Ausdrücken der enthusiastischesten Bewunderung beschreibt.

Die hohe Bedeutung der von der Kaiserin hierin eingeschlagenen Reform[1]) erhellt schon aus der Einleitung zu der von ihr erlassenen Gesundheitsordnung. „Gleichwie," so heißt es in derselben, „das Zunehmen der Handlung und Ausbreitung der Schiffahrt in dem österreichischen Litorale erfordert, das so wichtige Gesundheitssystem in eine solche Verfassung einzuleiten, wodurch die getreuesten k. k. Erbländer vor Schaden und der geringsten Furcht einer allgemeinen Krankheit befreiet bleiben mögen, dieser Zweck aber nicht füglicher als mittelst Feststellung deren eifersüchtigsten und bewährtesten Maßregeln erlanget werden kann: als hat die treugehorsamste Commercial-Intendenz Sr. k. k. Majestät (nachfolgenden) Generalplan und Instructionen für die Gesundheitsämter allerunterthänigst zu Füßen gelegt, welches auch von Allerhöchstderselben . . . beangenehmet worden."

Die wohlthätigen Wirkungen dieser ganzen großen handelspolitischen Action blieben auch thatsächlich nicht aus. Infolge dieser vielfachen Begünstigungen hob sich die Bevölkerung Triests durch fortwährenden Zuzug aus den österreichischen Landen, aus Griechenland, Italien, der Türkei, der Schweiz und aus Deutschland und ebenso rasch auch der Verkehr.[2])

Das Handelsgebiet Triests umfasste schon damals nicht bloß die Levante, Ägypten, die Berberei, Italien, Spanien und die Niederlande, sondern auch die Küsten Afrikas im Atlantischen und Indischen Ocean, Ostindien, China und Amerika.

---

[1]) Hier kommen zu erwähnen: „Die General-Gesundheitsordnung und Instrukzionen für die Sanitätsbeamte in dem innerösterreichischen Littorale", 1755, sowie das als Ergänzung derselben ergangene „Gesetz vom 15. December 1757, worinnen dem das Sanitätswesen im Litorale leitenden Magistrate zu Triest, sowohl als den Sanitätscommissionen zu Fiume, Zengg und Carlobago Maß und Ordnung vorgeschrieben wird", und das Patent vom 18. März 1764, „in welchem alle die auf kleinere See-Häfen und die ganze See-Küste schicksame Ordnungen enthalten". Von besonderer Wichtigkeit für die wirksame Handhabung der so geregelten Sanitätspolizei war aber der Bau des Triester Seelazarethes, welchen die Kaiserin unternahm und 1769 zuende führte.

[2]) Die Ausfuhr zur See soll schon im Jahre 1766 einen Wert von 3,700.000 Gulden erreicht und sich im Jahre 1770 bereits verdoppelt haben. Im Jahre 1768 sind in Triest 6828 Schiffe eingelaufen, und der Wert des Gesammthandels im Jahre 1780 wird mit 16,274.120 Gulden angegeben. Die Einfuhr zu Lande umfasste einheimische Bergwerksproducte, Tabak, Glaswaren, Pottasche und Leinenwaren, die Einfuhr zur See Öl, Wollwaren, Kaffee, Thee, Zucker und Südfrüchte. Auch die Industrie war bedeutend, und ihre Erzeugnisse fanden guten Absatz im In- und Auslande.

So war also Triest, welches zu Anfang des Jahrhundertes kaum 6000 Einwohner zählte, ein volkreiches, aufstrebendes Handelsemporium geworden.

Mit Triest aber und im engen Anschluss an diesen Seehafen der Monarchie blühten Handel, Verkehr und Gewerbfleiß in allen österreichischen Ländern. Hieran haben auch die Kriegscalamitäten während der französischen Revolution und des ersten französischen Kaiserreiches im großen und ganzen nicht viel geändert. Die wiederholten Besetzungen und Brandschatzungen während dieser Epoche,[1] insbesondere aber der Druck der Continentalsperre während der dauernden französischen Occupation der Stadt haben zwar selbstverständlich auf den Handel und Verkehr Triests geradeso wie auf den Verkehr von ganz Europa lähmend eingewirkt, allein kaum hatte am 8. November 1813 der letzte Mann der französischen Besatzung das Weichbild der Stadt verlassen, so begann in derselben unter der mit offenen Armen wieder aufgenommenen österreichischen Herrschaft sich neuerdings ein rühriges Leben zu entfalten. Hatte die Zahl der Schiffe im letzten Jahre der französischen Occupation 1813 nur 2812 und deren Tonnengehalt nur 69.675 betragen, so hob sich diese Zahl bereits im nächstfolgenden Jahre auf 5258 Schiffe mit 203.893 Tonnen und betrug im Jahre 1815 schon 6667 Schiffe und 241.414 Tonnen. Triest war und blieb dank der mächtigen Fundamente, auf denen sein Aufbau ruhte, von nun an bis tief in die wirtschaftlich wenig fruchtbare Reactionsperiode hinein Österreichs erstes Seeemporium, die Hauptschlagader seines Verkehres, der größte Stapelplatz für den Absatz seiner Erzeugnisse und der Hauptmarkt für seinen Bedarf an den Artikeln des Welthandels.

Leider war es der folgenden Epoche nicht gegeben, die großen Vermächtnisse der Vorzeit im gleichen Sinne zu verwalten und auszubilden.

Österreich, von außen und im Inneren bedroht, konnte mit dem Zeitgeiste nicht gleichen Schritt halten. Die Stimme der wirtschaftlichen Bedürfnisse seiner Völker verhallte im Kriegslärm, seine Seeprovinzen, die ihm zu Ruhm und Macht verholfen hatten, blieben verwaist und dies gerade zu einer Zeit, wo der mächtig aufstrebende Verkehr auf der

[1] Die erste Besetzung erfolgte unter General Dugua im März 1797; sie kostete Triest eine Kriegscontribution von 2,600.000 Livres. Die zweite gegen Ende des Jahres 1805 kostete 3,000.000 Francs. Die dritte dauernde Occupation begann im Jahre 1809 und währte bis zu obigem Zeitpunkte; als Kriegscontribution wurden bei der Besetzung nicht weniger als 50,000.000 Francs gefordert.

Suche war nach neuen Bahnen, und wo es galt, die Vortheile der Situation mit raschem Blicke zu erkennen und mit thatkräftigem Entschlusse auszunützen. Triest, seiner Stützen beraubt, konnte sich den ihm gebürenden Antheil an dem sich in diesen neuen Bahnen bewegenden, an Bedeutung und Umfang rapid steigenden europäischen Verkehre nicht mehr erringen, es begann zurückzugehen und verlor von Jahr zu Jahr mehr die leitende Stellung, die es früher erworben und behauptet hatte.

Österreich ist zwar dank den unversiegbaren Hilfsquellen seiner Länder und Völker aus dieser Krise verjüngt erstanden und hat, gekräftigt durch seine neue Verfassung, von seinem hochherzigen und weisen Herrscher geleitet, die verlorenen Positionen zurückerobert, doch immer noch gibt es Schäden zu heilen, welche die Ungunst der früheren Verhältnisse geschlagen hat.

Und wieder sind die Blicke unserer Staatsmänner nach dem Süden gerichtet, wie vordem geht auch heute die Forderung nach voller und unmittelbarer Theilnahme an dem lebendigen Verkehre der Nationen durch engen Anschluss an unser Meer und unsere Seehäfen.

Wird diese Forderung erfüllt werden? Gewiss! Nicht der Grundsatz mehr, nur das Wie der Ausführung stehen heute noch in Frage.

Darüber aber, über die Ursachen des Verfalles, den Gang dieser Ereignisse und den heutigen Stand der Frage behalten wir uns vor, ein andermal zu berichten.

(Fortsetzung folgt.)



Die bisherigen geognostischen und geologischen Forschungen in Mähren.

Nach den Quellen dargestellt von

George Deutsch.

Brünn.

Die Beschreibung der natürlichen Beschaffenheit des Mährerlandes beginnt erst in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts, und den Reigen eröffnet der Obrowitzer Prämonstratenser Martin Alexander Vigsius, welcher im Jahre 1663 das Werk „Vallis Baptismi alias Kyriteinensis" zu Olmütz im Druck erscheinen ließ und in demselben auch von den fürchterlichen Höhlen bei Kiritein erzählt, jedoch in einem so barbarischen Latein, dass der Leser nur mit Mühe das betreffende

Capitel durcharbeitet, überdies zeigt die Schilderung nur zu deutlich, dass dem Verfasser selbst die unbedeutenden naturhistorischen Kenntnisse seiner Zeit fehlten, lässt er doch Knochen von fabelhaften Thieren in den Höhlen eingelagert sein. Ebenso wenig Wert für die Kenntnis der Naturverhältnisse der Markgrafschaft haben die Werke des Geschichtsschreibers Thomas Pessina von Czechorod, der „Prodromus Moravographiae" und der „Mars Moravicus", welche in den Jahren 1663 und 1669 erschienen und ebenfalls dem Aberglauben huldigen; beispielsweise sei nur erwähnt, dass der Verfasser Knochen von Riesen und Drachen und Gerippe von Greifen im Lande vorhanden sein läst. Mit wirklicher Sachkenntnis ist das Buch „Tartaro-Mastix Moraviae" abgefasst, welches Johann Ferdinand Hertod von Todtenfeld, Brünner Stadtphysicus, im Jahre 1669 in Wien herausgab; dasselbe enthält eine ganze Reihe von naturgeschichtlichen Bemerkungen, die Beschreibung der Höhlen bei Adamsthal, Kiritein, Sloup und des Propast (Macocha) ist allerdings nur eine dürftige; für die Darstellung der Macocha erhielt Hertod die Daten von seinem Freunde Adam Dores, welcher als ständischer Buchhalter in Brünn lebte und ein Liebhaber mährischer Merkwürdigkeiten war.

Auch in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts zogen die ausgedehnten Höhlen in der Umgebung von Brünn die Aufmerksamkeit der Wissbegierigen hauptsächlich auf sich, und im Jahre 1728 war P. Lazarus Erker aus dem Brünner Minoritenkloster der erste, welcher über Veranlassung des Grafen Gellhorn, damaligen Besitzers der Herrschaft Blansko, mit dessen Kammerdiener in die Macocha hinabstieg, jedoch wegen eines so kühnen Unternehmens von den Ordensoberen bestraft wurde, daher von seinen Entdeckungen sehr wenig übrig blieb und selbst dieses Wenige durch die erdichteten Zusätze der Landleute nur noch mehr hinsichtlich seiner Wahrscheinlichkeit einbüßte.

Mit dem Wiener Hofmathematicus Nagel, welcher im Jahre 1748 über Auftrag des Kaisers Franz I. die Naturmerkwürdigkeiten in Mähren zu besichtigen hatte, beginnen die Anfänge einer gründlicheren Durchforschung der mährischen Höhlen; die Slouper Höhle untersuchte er in eingehender Weise und stieg auch in die untersten Räume hinab, in die Tiefe der Macocha wagte er sich jedoch nicht, sondern er schickte Bauern in den Abgrund hinunter, nach deren Erzählungen er seine Darstellung abfasste. Sein Bericht erliegt in der Wiener Hofbibliothek, die Beschreibung der Slouper Höhle und der Macocha füllt $14^1/_2$ Blätter, und beide Naturmerkwürdigkeiten sind recht gut nach-

gebildet von dem Zeichner und Architekten Beduzzi, dem Erbauer des Raitzer Schlosses. Nagel nennt in seiner Beschreibung die Slouper Höhle eine zwar grausenvolle, jedoch wegen vieler darin vorkommender ungewöhnlicher Dinge recht verwunderliche Höhle und die Macocha einen abscheulichen Abgrund.

In der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts lassen sich die Nachwirkungen der allgemeinen Fortschritte der Mineralogie und Geognosie auch in Mähren nicht verkennen. Die Expedition, welche im Jahre 1776 der damalige Besitzer der Herrschaft Raitz, Altgraf Karl Salm-Reifferscheidt, in Begleitung einiger Bedienten in die Macocha unternahm, blieb zwar für die Höhlenkunde ohne Nutzen, weil es dem Altgrafen nicht beliebte, die Ergebnisse seiner Fahrt der Öffentlichkeit mitzutheilen, umso anregender und fruchtbringender wirkte aber die Thätigkeit des Karl Rudczinsky, welcher seit dem Jahre 1784 als fürstlich Liechtenstein'scher Ingenieur, Architekt und Hüttendirector in Adamsthal bei Brünn angestellt war.

Während Nagel sich damit begnügt hatte, die Beschaffenheit der Macocha durch unwissende Bauern besichtigen zu lassen, beschloss Rudczinsky, dieses seltsame Spiel der Natur selbst gründlich zu durchforschen.

Rudczinsky suchte die Entstehung des Abgrundes aus einer außerordentlichen Gewalt des Wassers zu erklären, welche das zwischen beiden Felsenwänden ehemals vorhandene Erdreich nach und nach unterwaschen und mit sich fortgeführt hatte; infolge des beständigen Auswaschens besaß die Erdrinde nicht mehr die hinlängliche Festigkeit, um sich auf der Oberfläche zu erhalten, und in solcher Weise erhielt der Abgrund seine gegenwärtige Form. Rudczinsky stützte seine Hypothese auf die Thatsache, dass sich in einem Umkreise von einigen Meilen viele ähnliche, wenn auch kleinere Löcher vorfänden und noch fortwährend über den unter der Erde fortlaufenden Wassergängen ähnliche Vertiefungen entständen.

Auch die in der Nähe seines Aufenthaltsortes Adamsthal befindliche Höhle Byčiskala wurde von Rudczinsky in das Bereich seiner Forschungen gezogen. Bekanntlich endet die Höhle mit einem tiefer liegenden Wasserbecken, welches mit einer anderen Höhle in Verbindung steht, in die man aber nur mühsam, in einem kleinen Kahne liegend, gelangen kann, da sich hier die Decke der Höhle bis auf 2 Schuh über dem Wasser herabsenkt. Rudczinsky drang hier ein und constatierte auch das Vorhandensein eines ausgedehnten Sees von immenser

Tiefe, stieß aber auf unüberwindliche Hindernisse und wurde zur Rückkehr gezwungen.

Rudczinsky widmete indes nicht bloß der Durchforschung der Höhlen sondern auch der Untersuchung der Mineralien des Landes besondere Aufmerksamkeit; bis zu seinem Auftreten war in der zweitgenannten Richtung fast gar nichts geschehen, ihm gelang aber die Entdeckung mehrerer Fundorte bisher unbekannt gewesener Mineralien.

Fast gleichzeitig mit Rudczinsky erwarb sich auch Johann Nepomuk Graf Mittrowsky, ein tüchtiger Mineralog und Chemiker, geboren 1757, gestorben 1799, um die Pflege der Mineralogie sehr wesentliche Verdienste und brachte eine fast vollständige Sammlung mährischer Mineralien zusammen.

Einen besonderen Einfluss auf die mineralogischen und geognostischen Forschungen in Mähren nahm Christian Karl André sowohl durch eigene Arbeiten als auch durch seine Anregung, welche andere Persönlichkeiten zu gleicher Thätigkeit bestimmte. Dieser ausgezeichnete Mann, geboren zu Hildburghausen 1763, gestorben zu Stuttgart 1831, wurde im Jahre 1798 von der Brünner evangelischen Gemeinde als Director und erster Lehrer an ihre Schulanstalt berufen; obwohl er fürstlich Waldeck'scher Educationsrath, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften und ein berühmter Pädagog war, musste er dennoch sich an der k. k. Normalschule in Prag einer Prüfung unterziehen, bei welcher er durchaus die Vorzugsclasse erhielt. Seine Thätigkeit blieb nicht nur der von ihm geleiteten Schule zugewandt, welche schon zwei Jahre später zur Musterschule erklärt wurde, sondern dehnte sich auch auf die Pflege verschiedener Zweige des Wissens aus. Schon im Jahre 1804 veröffentlichte er in der Zeitschrift „Hesperus" eine Abhandlung unter dem Titel „Übersicht der Gebirgsformationen und besonders der Übergangsformation in Mähren als Leitfaden für die Besucher der mährischen Kalkhöhlen", welche auch als selbständige Schrift von vier Druckbogen erschien; nur ein Bogen behandelt die Geognosie des Landes, die drei anderen liefern malerische Beschreibungen der Höhlen für Besucher derselben und enden mit geogenetischen Betrachtungen. „Bei einer solchen Beschränktheit und in einer Zeit erschienen, in welcher die Geognosie noch in der Kindheit lag," sagt der später noch näher zu würdigende Dr. Reichenbach, „enthält die Schrift nur Oberflächliches, auch dieses nur mit unvermeidlichen Fehlern, und hat bloß noch einen historischen Wert." Im Jahre 1818 veröffentlichte

er im „Hesperus" die Arbeit „Geognostische Umrisse Mährens", welche ebenfalls nur skizzenhaft gearbeitet ist.

André stand in regem Verkehre mit Ignaz Ritter von Panz, einem erfahrenen Hüttenmann, welcher im Jahre 1811 aus Steiermark nach Blansko zur Leitung der Eisenwerke berufen worden war, wesentliche Verbesserungen im Betriebe einführte, jedoch schon nach zweijähriger Thätigkeit diese Stelle wieder verließ, und mit dem Brünner Apotheker Petke, einem gelehrten Chemiker und bedeutenden Mineralogen, der im Jahre 1805 aus diesem Leben schied.

Ein besonderer Gewinn für die Wissenschaft war es, dass es André gelang, den Altgrafen Hugo Franz Salm, dessen Wirtschaftsrath, Freund und Rathgeber er später wurde, für die Mineralogie und Geognosie zu gewinnen. Der Altgraf, geboren zu Wien 1. April 1776, gestorben daselbst 31. März 1836, der sich bisher aus besonderer Vorliebe mit Chemie und Physik beschäftigt hatte, betrieb mit gleichem Eifer die eben genannten Disciplinen, kaufte die bereits erwähnte Mineraliensammlung nach dem Grafen Johann Nepomuk Mittrowsky und eine prachtvolle Conchyliensammlung, welche beiden Sammlungen er später dem Brünner Franzensmuseum schenkte, und scheute weder Anstrengung noch Kosten, um durch weite Excursionen sich selbst Mineralien aus ihren Lagerstätten zu holen, ja er arbeitete sogar, ohne erkannt zu werden, mehrere Wochen lang in den Schächten von Přibram in Böhmen, um sich das damals so seltene Weißspießglanzerz zu verschaffen. Gelegentlich seiner Excursionen in Mähren erzielte er den Erfolg, mehrere Hunderte von Mineralien zu entdecken.

Mit einem besonderen Eifer, mit seltener Ausdauer und Unerschrockenheit durchforschte der Altgraf die ausgedehnten Kalkhöhlen auf seinen Herrschaften und stellte nicht nur manche Irrthümer hinsichtlich der schon bekannten Höhlen richtig, sondern er fand auch bisher unbekannt gebliebene Höhlen auf.

Auch der verdienstvolle Volksschriftsteller Jurende, welcher in Brünn lebte und sich als Autodidakt nicht unbedeutende mathematische und naturwissenschaftliche Kenntnisse erworben hatte, war ein eifriger Pfleger der Naturkunde des Landes. In der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Moravia" veröffentlichte er im Jahre 1815 eine Abhandlung unter dem Titel „Geognostisch-geogonische Charakterzüge Mährens. Wie entstand die berühmte Hanna, Mährens Kanaan?" Die in dieser Arbeit ausgesprochenen Ansichten sind umso bemerkenswerter, da damals seit der wissenschaftlichen Behandlung der Geologie durch

Burnet erst ein Jahrhundert verflossen war, und sie mögen wegen des bereits sehr selten gewordenen Vorkommens des genannten Blattes hier in ihrer Gänze reproduciert werden.

Jurende sagt: „Es gab eine Zeit, in welcher auch das Land Mähren Seegrund und das Bett des unermesslichen Oceans war, auf diesem Boden, wo jetzt eine dichtgedrängte Bevölkerung haust und lebt und wirkt, tobten und brausten einst die Wogen des Meeres, hier spielten vielleicht Seehunde und Walfische.

Mähren hat einen sehr merkwürdigen geogonischen Charakter. Es ist im ganzen ein freundliches, gegen Süden abgedachtes Kesselland, gleichsam wie von einem Ringgebirge umschlossen und von Felsen und Höhen verschiedenen Ranges, bald steil, bald sanft und durchaus muldenförmig, durchkreuzt und durchschnitten. Im äußersten Norden des Landes liegt sein höchster Punkt von 750 Klaftern über der Meereshöhe. Von diesem mächtigen Gebirgsstocke aus — dieser erstgeborenen Insel Mährens — umarmen seine Ausläufer unter verschiedenen Namen das gesegnete Land gleich einem zu schützenden Sohne.

Die kalten Stürme aus Norden, Osten und Nordosten sind, wie die Erfahrung gelehrt hat, in unseren Breiten die verheerendsten in den Tagen, da die Sonne in der südlichen Halbkugel des Himmels weilt, und gerade da, gegen Norden, Osten und Nordosten hat das glückliche Mähren die höchsten und stärksten Vormauern durch eine Gebirgskette, welche die Debrata oder das Gesenke heißt, welche das Riesengebirge bei Bölten mit den Ausläufern der Karpathen verbindet. Hier am Gesenke, wo sich die berühmten Höhen gesenkt haben, reichen die Ausläufer des bescheidenen Riesengebirges und der 240 Meilen langen Kette der Karpathen sich schwesterlich die Hände und zwar in Mähren.

Gegen Südosten hin thront im Karpathenzuge der alte Vater Radhost, der seinen weiten Arm — die Weißen Berge genannt — über den hohen Jawornik bis nach Theben an die Donau hin ausstreckt und die Gewässer der March und der Waag rechts und links sondert, aber doch auch einige folgenreiche Eingriffe in das Land macht, welche beispielsweise die reißende Beczwa nach Westen hin zu laufen und bei Traubek in die March zwingen, während die nahe Oder im Lande fast parallel mit der Beczwa nach Osten zu wandert. Nach der nämlichen Weltgegend wie die Beczwa, nach Westen, wird die Holleschauer Russawa, die Wisowitzer und Zliner Drzewnitza zu laufen gezwungen.

Von Norden nach Nordwesten und Westen weiterhin laufen Berg- und Erdhöhen, wichtige und minder wichtige, jedoch aber das Fluss-gebiet theilend für entgegengesetzte Meere, theilend das Elbe- und Moldaugebiet vom größeren Gebiete der Donau, bis sie sich an der westlichsten Grenze Mährens an jene Gebirge anketten, welche die hohe natürliche Grenze Österreichs und Böhmens geworden sind. Von dem hügeligen Erddamme an den Grenzen Österreichs und Mährens im Südwesten des Landes, welcher das Thayagebiet scheidet und diesen fischreichen Fluss nach Osten — gerade der entgegengesetzte Lauf der Beczwa — zu wandern zwingt, wird weiter unten die Rede sein.

Dass endlich von Norden und Nordwesten herein parallel mit der March, Třebowka, Zwittawa, Schwarzawa, Oslawa und anderen fließenden Gewässern bald größere Gebirgsreihen, beispielsweise von Bystřitz über Pernstein nach Tischnowitz, bald kleinere Gebirgsreihen muthwillig in das Land hereinstreifen und sich beinahe in der Richtung des Azimuthes von Brünn verlaufen, welches als Mährens Haupt-stadt auf einen der südlichsten Keile oder Erdspitzen infolge eines sehr glücklichen Einfalles von unseren Urvätern romantisch, aber doch nicht für eine über 40.000 hinausreichende Menschenzahl hingebaut wurde, gehört nicht zur Würdigung in der Aufgabe, welche hier schüchtern vor den Augen so vieler tüchtiger Geognosten und rühmlichst bekannter Kenner des Vaterlandes vorläufig gelöst werden soll.

Im äußersten Süden, im tiefsten Punkte des Landes, in den mächtigen Eichenregionen bei Landshut, nur 82 Klafter über der Meereshöhe, sammelt sich auf einem Punkte der Wasserschatz des Landes. Auf dem höchsten und zugleich nördlichsten Punkte des Landes ent-springt Mährens Hauptstrom, die March, und auf dem tiefsten und zugleich südlichsten Punkt wandert er fort aus dem Lande mit allen Landesgewässern. Wir wollen es der an Mähren undankbaren Oder vergeben, dass dieser Hauptstrom Deutschlands dem Mährerlande seinen Ursprung verdankt, welchen er demselben nicht vergelten kann, weil er mit seinem hellblauen mährischen Wasserschatze andere Länder beglückt. Aber begründet ist die beiläufige Bemerkung, dass Brünn mit 36.000 bis 40.000 Menschen wegen seiner gesegneten fruchtbaren Umgebung, der von hier ausgehenden trefflichen fünf Kaiserstraßen zwar noch nicht übervölkert ist, dass es aber, wenn die Bevölkerung immerfort in dem gleichen Verhältnisse steigt wie seit einem Vierteljahrhundert, dann wahrscheinlich übervölkert werden muss, weil Mährens Hauptstadt von keinem schiffbaren Strom bewässert wird wie Wien, Prag, Graz,

Preßburg, Ofen und Pest von der Donau, Moldau und Mur. Mähren, welches im ganzen hoch liegt, spendet seine Wasserschätze anderen Ländern, hat aber dafür keinen Ersatz; kein Nachbarland sendet ihm einen schiffbaren Strom, wodurch der Handel und Verkehr des gesegneten Landes noch viel höher gesteigert werden könnten.

Spuren von großen Erdrevolutionen und Wassereinfurchungen aus der Urwelt überraschen überall den Forscher. Noch erkennt der Geognost an tausend und tausend Formen und Schichten der Berge, an den Lagen der Erdarten überall die unvertilgbaren Wirkungen der Fluten der ungeheueren Gewässer des einst hier wogenden Oceans. Die Bewohner Brünns brauchen nur einen Spaziergang zu dem nur eine Kanonenschussweite vor der Stadt gelegenen merkwürdigen Rothen Berge zu machen. Wodurch ist diese wunderbare Sand- und Felsenmasse (Breccie) so zusammengelagert, dieses Gerölle, die Trümmer von tausend Bergen, ein halbhundert Klafter hoch aufgeschichtet, wieder versteinert und endlich diese Schuttformation, welche man hier im lehrreichen Profildurchschnitte sehen kann, wieder zerstört und zerrissen worden?

Große Wasserfluten in der Ur-Urzeit waren es, und später nachkommende Fluten in der Urzeit stellten hin diese großen Denkmale fürchterlicher Revolutionen in der Natur, welche seit tausend Jahrtausenden an der Gestalt unseres Erdballs modelten.

Im Osten des Landes, an der hellen und schnellen Mohra beherrscht Mährens merkwürdigster Berg, der Raudenberg, eine weite Gegend. Bis zu einer Höhe von 184 Klaftern steigt er aus dem Mohrathale kegelförmig auf. Nicht Basalt sondern Lava ist es, welche der Lava des Vesuvs sehr ähnlich ist, und die der berühmte Geognost und Mineralog Struve in Lausanne neben die Lava des Vesuvs in seinem großen sehenswerten Naturaliencabinete gelegt hatte, er, welcher keine Gelegenheit gehabt hatte, den Vesuv und den Raudenberg jemals zu sehen. Aber wie ist der wunderbare Raudenberg entstanden, ist er neptunischen oder vulcanischen Ursprungs? Einer allein wird diese Frage schwerlich entscheiden.

Wir finden in Mähren viele Trümmer ehemaliger Zerstörungen durch große Fluten und finden auch eine große Menge von Erzeugnissen des Meeres, versteinerte Muscheln und Schnecken, namentlich in der Gegend von Napagedl, Buchlau, Göding, Muschau, mächtige Lager purer Muscheln in den Kalkbrüchen bei Holitsch und in dem Steinbruche bei Voitelsbrunn am Polauer Berge, also im Süden, wo

sich die Gewässer des Mährerlandes noch jetzt sammeln. Hier im Süden sind noch die zerrissenen Dämme der Wasserfluten des Landes, welche ehemals Jahrtausende hindurch mehrere große Seen veranlassten und bildeten, bis endlich nach und nach alle diese Dämme durch Wasserfluten zersägt und so durchbrochen wurden, dass jetzt die Tiefen der ehemaligen Seen zu den fruchtbarsten Thalflächen und Ebenen geworden sind.

Aus den reichen Saaten selbst, welche jetzt auf den weiten Flächen Mährens reifen, erkennt der Geognost ein ehemaliges Seebett. Mähren hat mehrere kleinere und größere Becken und Kessel, welche ringsum mit Bergen eingeschlossen sind, alle wurden Landseen, nachdem die Fluten des Oceans zurückgetreten waren, beispielsweise ist noch heute der Plattensee in Ungarn ein Überbleibsel des Meeres, welches Ungarn länger bedeckte als Mähren.

Auch die fruchtbaren Ebenen Mährens standen am längsten und zwar durch tausend Jahrtausende unter Wasser, hier waren bedeutende Landseen und zwar so lange, bis sie zum Theile von den eigensinnigen Waldströmen und den nie versiegenden Gebirgswässern vollgeschwemmt und daher immer kleiner wurden und zugleich das Wasser am Punkte des Abflusses immer tiefer und tiefer einsägte und durchbrach und sich in dieser Weise nach und nach ein tiefes Rinnsal ausgrub, dass die Wassermasse der Seen endlich ganz abfließen konnte.

Die sprechendsten und unwiderlegbarsten Belege sah ich an mehr als dreißig verschiedenen Seen in der Centralkette der Alpen, besonders an den größeren, dem Bodensee, Vierwaldstädter, Neuenburger und Genfer See sowie dem langen Luzerner und Comer See, welche alle von Jahr zu Jahr kleiner werden. Ehemals reichte der große Bodensee bis gegen Feldkirch hinauf, der jugendliche Rhein füllte aber Jahrtausende hindurch mit seinem Alpenschutt, mit seinem Schlamme nach und nach den oberen Theil des mächtigen Bodensees auf viele Meilen weit ganz aus und bildete endlich die große Torfebene von Hohenems, Dornbirn über Lustnau nach Rheineck, und selbst Rheineck, welches seine Benennung daher erhielt, weil es in die Ecke des Rheins gebaut wurde, wo er damals in den Bodensee floss, ist jetzt schon, bloß nach einigen Jahrhunderten, weit über 1000 Klafter vom Einflusse des Rheins in den Bodensee entfernt, und Torfland steigt nach und nach aus den Fluten des oberen Theiles des Sees empor, kleiner und seichter wird jedes Jahr der Bodensee, und es wird eine Zeit kommen, in welcher er ganz ausgefüllt und nicht mehr sein wird, besonders

dann, wenn der 72 Fuß hohe Rheinfall bei Laufen unter Schaffhausen sich bis an den See hinaufgefressen haben wird, und diese Zeit lässt sich beinahe bestimmen, dann wird aber der Bodensee auf einmal bis gegen 70 Fuß fallen und seichter und um die Hälfte kleiner werden, und viele tausend Joch sowohl am schwäbischen als auch auf schweizerischem Ufer werden auf einmal aus dem Grunde des Sees als Land hervortreten.

Ich führe dieses Beispiel hauptsächlich deshalb an, weil dasselbe ganz zur Lage jenes Sees passt, welcher ehemals über die jetzt so fruchtbare Hanna Mährens von der Hand der Natur hingegossen war. Dieser große See Mährens war Jahrtausende hindurch durch jenen Ausläufer der Karpathen gedämmt, welcher südlich von Wisowitz und Zlin an der Drzewnitza über Napagedl, Buchlau, Střilek und andere Orte in das Innere des Landes einbricht. Dieser Gebirgsdamm war in der Vorzeit ganz verbunden, und Mährens östliche Gewässer mussten bis über die Gegend des heutigen Olmütz, vielleicht bis in die Müglitzer Gegend hinauf und zurücktreten. Der Durchbruch dieser verdämmten ungeheueren Wassermasse geschah höchst wahrscheinlich in der Gegend von Zittau und Napagedl, denn hier lag der niedrigste Punkt des Sees. Während der von hier ablaufende Strom des Sees — die heutige March — immer tiefer einsägte und durchfraß, wodurch der See verkleinert wurde, geschah das nämliche in den oberen, ja auf allen drei Seiten des Sees, welcher durch die vielen einfallenden Flüsse und Bäche von allen Seiten, namentlich durch die Gewässer der heutigen Beczwa und March, immer mehr verschlemmt und ausgefüllt wurde, dass von Jahrhunderten zu Jahrhunderten dem See immer mehr Land abgewonnen wurde, bis er endlich und endlich ganz verschwand und der Marchstrom in der tiefsten Gegend des tiefen Seeschlammes sich sein jetziges schmales und begrenztes Flussbett, seinen Rinnsal ausgrub und zwar in der Richtung der unermesslich später angelegten Orte Müglitz, Olmütz, Tobitschau, Kremsier. Welcher große Zeitraum dazu erfordert wurde, um diesen mächtigen See auszufüllen, kann man nur staunend ahnen, wenn man bedenkt, dass in der Gegend von Tobitschau eine Tiefe von 20 Klaftern gegraben wurde, wo man durchaus den nämlichen, jetzt so fruchtbaren wie an der Oberfläche, den nämlichen ehemaligen Seeschlamm herausgrub. Das erklärt zum Theile freilich die heutige große, allbewunderte Fruchtbarkeit der Hanna Mährens, mit welcher nur sehr wenige Flächen und Landstriche in ganz Deutschland rivalisieren können. Die Tiefen der Marchebene

unter Olmütz werden noch jetzt fast jährlich weit und breit überschwemmt, immer und immer kommen hier noch ausgegossene große Wasserfluten vor, weil die March von Olmütz bis Napagedl ein äußerst geringes Gefälle von so wenigen Klaftern auf einer bedeutenden Weite hat. Wie erwacht dann noch bei diesen heutigen Naturerscheinungen der ausgesprochene Gedanke so lebhaft und erinnert augenscheinlich an den ehemaligen ausgebreiteten Landsee, welchem die jetzt so fruchtbare Hanna ihr Dasein zu danken hat.

So entstand im Westen Mährens auf die nämliche oder auf eine ähnliche Art in der grauen Vorzeit die große fruchtbare Ebene im Süden von Brünn sowie die berühmten Ebenen des Znaimer Kreises. Südwärts und fast parallel mit der Thaya, welche den zweiten Rang unter den Flüssen Mährens einnimmt, läuft an den Grenzen Österreichs und Mährens ein langer Erd- und Gebirgskamm hin, dessen östlichster Endpunkt gegenwärtig die aufgethürmten Kalkbrocken — 180 Klafter über dem Wasserspiegel der Thaya, 270 über der Meeresfläche — die sogenannten Polauer Berge sind. Dieser Erdkamm war der Damm der Gewässer aus den heutigen drei westlichen Kreisen Mährens, der dadurch hier entstandene große See nahm die Gewässer der heutigen Zwittawa, Schwarzawa und Thaya auf, welche nach und nach ebenso diesen westlichen See Mährens ausfüllten wie den oben gewürdigten größeren östlichen, der Durchbruch geschah in der Nähe der Polauer Berge wie dort bei Napagedl. Hier am nördlichen Fuße der Polauer Berge ist noch jetzt eine der wasserreichsten Gegenden Mährens, jetzt ist noch weit gegen Norden hinauf hier viel Land versumpft, jetzt noch werden diese Tiefen, diese Ebenen öfter zu großen Seen, weil das Wasser natürlicherweise über den in der Urzeit am Boden des Sees hingelagerten Schlamm fast kein Gefälle hat. Und sprechend genug für die aufgestellte Hypothese vereinigen sich bei Unter-Wisternitz fast auf einem Punkte in der Nähe des ehemaligen Durchbruches der gesammelten Gewässer die drei großen Flüsse Mährens, Schwarzawa, Iglawa und Thaya, was allerdings auch unter die bemerkenswerten Naturmerkwürdigkeiten Mährens zu zählen ist.

Fast das nämliche geschieht bei Eibenschitz, wo einige Erd- und Bergkämme so zusammentreten, dass sich hier auf einem Punkte die Oslawa, Rokitna und Iglawa vereinigen müssen.

Es ist auch bemerkenswert, dass die Gewässer des westlichen Mähren sich alle für sich und ebenso die Wasserschätze des östlichen

Mähren für sich nach und nach vereinigen, welche dann erst in der südlichsten Landesspitze alle zusammenkommen.

Außer den angegebenen zwei großen Landseen, welche ehemals einen großen Theil des Landes im Westen und Osten bedeckten, hatte Mähren noch eine große Zahl kleinerer Seen, beispielsweise war westwärts nahe bei Brünn sogar das Kesselthälchen bei Sebrowitz und Judendorf ein kleiner See, bis die Schwarzawa sich zwischen den Felsenwänden bei der Steinmühle ihr heutiges tiefes Bett durchgegraben hatte. Der nämliche Fall war bei und oberhalb Blansko, bis sich die Zwittawa zwischen den Waldhöhen und Kalkfelsen über Adamsthal nach Obřan wie jetzt noch so wunderlich und schlangenförmig durchwinden konnte. An sehr vielen Orten im Lande wird man die Bemerkung bestätigt finden, dass da, wo zwei steile Berghöhen zusammentreten, wo ein Fluss durchpassieren muss, jedesmal oberhalb eine kleine Kesselfläche oder auch eine größere Ebene liegt, welche gewöhnlich sehr fruchtbar ist, da sie ehemals der Grund eines größeren oder kleineren Landsees war.

Zum Schlusse kann eine wichtige Frage nur berührt werden, wer ist wohl imstande, sie zu lösen? In Mähren sowie in Canada und Sibirien grub man Elephantenknochen an mehreren Orten aus der Erde hervor, am Fuße der oben erwähnten Polauer Kalkberge und in einer Lehmgrube bei Brünn, 11 Fuß tief unter der Erde, fand man solche Zähne, in Mährens Nachbarlande, in Ungarn, grub man Ende des Jahres 1807 zu Neustadtl ein Elephantengerippe aus, im Honter Comitate fand man im Jahre 1813 ein ungeheueres Mammutgerippe und bei der Herstellung eines Weges einen Elephantenzahn.

Das sind Thatsachen, welche sich nicht widersprechen lassen, wie mögen aber die Elephanten, diese Bewohner des heißen Südens, nach Mähren gekommen sein? Vielleicht hergeschwemmt? Welche Zweifel stellen sich einer solchen Ansicht entgegen! Lagen vielleicht die Erdpole einst in der Nähe des heutigen Äquators, und ist vielleicht sogar die Erdachse einst verrückt worden, so dass Mähren und Sibirien früher in der heißen Zone gelegen waren?"

Josef Edmund Horby, Secretär des Altgrafen Salm, publicierte im Jahre 1815 eine übersichtliche Beschreibung der damals bekannten Höhlen, für diese Arbeit konnte er die Forschungen seines Dienstgebers benützen. Über die Entstehung der Höhlen spricht er sich in folgender Weise aus: „Nordöstlich von der Landeshauptstadt Brünn windet sich zwischen Syenit und Grauwackenschiefer in mancherlei

Ästen ein Kalkgebirge fort, welches, an Merkwürdigkeiten reich, sich an die Reihe der Metalle, Erdharz und Höhlen in sich schließenden Kalkfelsen von Derby in England, an jene der Julischen Alpen in Krain, voll großer, tiefer Höhlen, anschließen kann. So wie in jenen sind Gänge ausgehöhlt, Wasserfälle und Seen von den unterirdischen Wässern gebildet worden, so wie in diesen zeigen sich unergründliche Tiefen und starre Gestalten, das organische Gebilde der Pflanzen nachäffend, aus Kalksinter durch Verdunstung des Wassers nach noch unbekannten Gesetzen im Laufe zahlloser Jahre entstanden. Die Baumanns-, Mückendorfer und andere Kalksteinhöhlen in Deutschland stehen den mährischen Höhlen hinsichtlich der Ausdehnung und des Umfanges weit nach, erreicht dürften sie nur werden von der Höhle von Eggdélet in Ungarn, übertroffen an Schönheit nur durch die Höhle auf Antiparos im Archipelagus, welche schon in der griechischen Fabelzeit berühmt war.

Die Lage dieser Kalksteinmassen und die zahlreichen großen Höhlen in denselben erklären ihre Entstehung. Es waren Gänge, Lager von Grauwacke und Grauwackenschiefer. Das klüftige Kalkgebirge nahm die Tagwässer auf, diese lösten das weichere Thongestein und strömten endlich, bald stärker, bald schwächer, in den Räumen, deren ehemals feste Massen sie gelöst und weggespült hatten. Das Steigen und Fallen dieser Wässer, ihr daher schneller oder langsamer Lauf bildeten die hohlen Gänge mehr aus, an einigen Orten verstopften sich Ausgänge durch abgesetzten Schlamm, an anderen brachen gehäufte Wassermassen durch, deren Gewicht stärker geworden war, als dass die sie beschränkenden dünnen Kalkwände ihnen hätten Widerstand leisten können, und so bekamen diese Höhlen die Gestalt, unter der wir sie jetzt sehen, und ändern diese von Zeit zu Zeit, so dass selbst in dem kurzen Zeitraume eines Vierteljahrhunderts manche früher wohlbekannte Höhle, mancher See, welchen man zu beschiffen wagen konnte, unzugänglich geworden und in das ewige Dunkel zurückgetreten sind, während andere sich neu gebildet haben."

Unter den Beamten des Altgrafen Salm war Karl Teubner, aus Ilmenau gebürtig, welcher im Jahre 1813 an die Stelle des abgetretenen Verwalters Panz kam, nachdem er bis dahin Bergmeister gewesen, jedoch schon im Jahre 1824 infolge eines angeblichen unglücklichen Sturzes in die Radkammer des Bohrwerkes mit Tode abgieng, nicht nur ein ausgezeichneter Berg- und Hüttenmann, der den Betrieb der Blanskoer Werke in sehr bedeutender Weise hob, sondern er machte

auch Detailaufnahmen, die ein höchst schätzbares petrographisches Detail liefern, die Grundlage zu einer Specialdarstellung des Terrains um Blansko, Lissitz und Boskowitz bilden und erst im Jahre 1852 vom Berliner Professor Beirich dem später zu behandelnden Werner-Verein in Brünn vorgelegt wurden.

Im Jahre 1820 verweilte der unermüdliche und verdienstvolle französische Naturforscher Ami Boué einige Tage in Blansko, und er machte im „Mémoire géologique sur Allemagne" einige Mittheilungen über Mähren, welche jedoch wegen seines zu kurzen Aufenthaltes im Lande, wegen der verwickelten Verhältnisse und wegen zu geringer Vorarbeiten seitens der Einheimischen nur allgemein gehalten waren und keine zusammenhangenden Aufschlüsse lieferten; interessante Daten hatte ihm der oben genannte Teubner gegeben, dessen Mitwirkung er auch ehrenvollst erwähnte.

Ein Jahr später begann ein Ungenannter in der Zeitschrift „Hesperus" eine Arbeit „Über das Vorkommen der Bohnenerze bei Blansko", setzte aber dieselbe nicht fort, behandelte auch den Gegenstand aus einem sehr eingeschränkten Gesichtspunkte und trug so wenig zur Aufklärung desselben bei, dass seine Ausführung bei ihrer Kürze, sie nimmt nur zwei Blätter ein, wenig oder gar nicht in Betracht gezogen werden kann. Der oben genannte Boué erwähnte in einem Vortrage, welchen er am 1. December 1830 in der Pariser Société géologique hielt, auch der Geognosie Mährens, stützte sich aber auf das früher gesammelte Materiale und behandelte das Land mehr im allgemeinen und mehr hinsichtlich des Vorkommens als bezüglich der Lagerung und Reihenfolge der Gebirgsformationen.

Eine ganz neue Bahn eröffnete für die geologische und paläontologische Kenntnis des Landes Dr. Karl Reichenbach, geboren zu Stuttgart 1788, einer der ausgezeichnetsten Chemiker und Techniker seiner Zeit, welcher im Jahre 1822 vom Altgrafen Hugo Franz Salm zu der Leitung der Eisenwerke in Blansko, Raitz und Jedownitz berufen wurde und schon im ersten Jahre infolge seiner zweckmäßigen Einrichtungen und Verbesserungen die erfreulichsten und günstigsten Resultate erzielte, 1825 aber als Gesellschafter des Altgrafen die sämmtlichen Hüttenwerke und industriellen Anlagen desselben übernahm und so den geeigneten Wirkungskreis erlangte, um seine Erfahrungen nutzbar anwenden zu können.

Im Jahre 1834 gab Reichenbach ein Werk heraus, „Geologische Darstellung der Umgegenden von Blansko", welches umso mehr Auf-

sehen erregte, als bis zu seinem Erscheinen das Land nur noch wenig geognostisch durchforscht war und auch dieses Wenige nur oberflächlich oder in Zeiten, in denen die wissenschaftlichen Hilfsmittel noch beschränkt waren.

Über die Entstehung des Buches, in dem er die Resultate niederlegte, welche er bei längerer und vergleichender Forschung vorgefunden zu haben glaubte, spricht er sich in folgender Weise aus: „Indem mich der durch seine vielseitigen Kenntnisse sowie durch seine unermüdliche Thätigkeit gleich ausgezeichnete Altgraf Hugo Salm mit seinem Vertrauen beehrte, mir die Oberleitung seiner Herrschaften Blansko, Raitz und Jedownitz übertrug und mich zum Theilhaber seiner Berg- und Hüttenwerke machte, setzte er mich instand, die wissenschaftlichen Materialien zu sammeln, welche in der vorliegenden Schrift vereint sind, die ohne sein heilsames Walten nie hätte entstehen können, dessen mittelbare Frucht sie daher ist. Auf diesem Terrain, auf welchem alles, was dienlich sein kann, mir zugebote steht, habe ich die Gegenstände der Geognosie bis in die Einzelnheiten verfolgt, theils gelegentlich landwirtschaftlicher Obliegenheiten, theils bei meinen Verrichtungen in den Forsten, theils anläſslich des Bergbaues und der Aufsuchung von Lagerstätten nutzbarer Fossilien, theils endlich im gesellschaftlichen Genusse der überaus reizenden und erhabenen Naturschönheiten dieser Gegenden, welche hier in einem seltenen Reichthum beisammen sind. Das Bild, welches ich davon aufstelle, ist daher bis in das kleinste genau und zuverlässig."

Die erste Abtheilung des Werkes behandelt die allgemeine geographische Verbreitung der Formationen, die zweite die specielle Untersuchung der vorhandenen Formationen und die dritte die Beziehungen der erörterten Formationen als Ganzes in sich und unter sich; dem Buche liegen auch eine Abbildung der Macocha nach der bereits erwähnten Originalzeichnung des Architekten Rudczinsky sowie ein Grundriss und verticaler Längendurchschnitt der Höhle bei Sloup bei, welche beide im Jahre 1803 von einem gewissen Süß aufgenommen wurden und im Originale in der Raitzer Bibliothek erliegen, von denen aber der später noch ausführlich zu besprechende Dr. Wankel behauptet, daſs die Aufnahme der Höhle ganz fehlerhaft, die Richtung der Höhlenstrecken durchaus falsch angegeben ist und man aus der Zeichnung entnimmt, daſs die unteren Räume der Höhle nur wenig bekannt waren und Wasser das weitere Vordringen hinderte.

Reichenbach widmete in dem in Rede stehenden Buche namentlich auch den ausgedehnten Kalkhöhlen des von ihm durchforschten Terrains eine sorgfältige und eingehende Beachtung und sagt über dieselben im allgemeinen: „Die hauptsächlichsten Höhlen sind die Byčiskala bei Adamsthal, die Slouper Höhle, die Kaiserhöhle bei Ostrow, die Katharinenhöhle im Dürrenthale, die Kiriteiner Höhle, man kann in denselben lange Wanderungen machen und von Schacht zu Schacht hinabsteigen, einige bilden freistehende, hohe Gewölbsbogen und sind äußere Überreste vom Wasser weggerissener Höhlen, wie die Teufelsbrücke im Dürrenthale, der Schupfen bei Sloup, der steinerne Saal bei Adamsthal und ähnliche malerische Gruppen; kleinere Höhlen werden gar nicht gezählt, so viele sind hier auf beschränktem Raume beisammen, und diejenigen, welche man gar nicht kennt, müssen in großer Menge den Boden durchschwärmen, da es noch jetzt geschieht, dass flache Felder in die Tiefe stürzen, von der man nichts ahnte, und noch vor wenigen Monaten die Landstraße bei Holstein über Nacht verschwand und in Abgründe stürzte; der vorhandenen Untiefen sind so viele, dass die Hirten nicht selten Vieh verlieren, welches auf der Weide zufällig in dieselben geräth und dabei entweder zugrunde geht oder nicht mehr herauszukommen vermag."

Bezüglich der Macocha heißt es: „Der auffallendste von den Abgründen ist der, welcher den Namen Macocha führt, zwischen Neuhof und Willimowitz gelegen ist und hier im Lande einen Ruf hat. Er wurde vor etwa einem Vierteljahrhundert mit einer Leine gemessen und ergab 504 Wiener Fuß, also beinahe 160 *m* lothrechte Tiefe. So jäh stürzt sich die Oberfläche hinab, dass man auf dem oberen Rande sich auf den Bauch legen und den Kopf darüber hinausstrecken kann, dann sieht man sogleich auf den untersten Grund hinab, ein Anblick, welcher schauervoll ist, in eine verticale Tiefe, die der Höhe der höchsten Thürme in Europa entspricht. Ganz unten erblickt man einen lebendigen Bach, fließendes Wasser, es tritt von einer Seite durch eine ungeheuere Kalkhöhle ruhig herein und fließt durch eine andere Höhle wieder heraus, wohin, weiß niemand. Man vermuthet, das Wasser könne die Punkwa sein. Hinab auf die Sohle kann man nicht gelangen, sie ist von allen Seiten theils mit senkrechten, theils selbst mit überhangenden Felsmassen umschlossen. Nur eine Näherung bis etwa zum vierten Theile der Höhe ist von einem einzigen Punkte aus möglich, dann sieht man die eine senkrechte Felswand 40 bis 50 *m* über sich aufsteigen und 100 bis 120 *m* unter sich hinabstürzen, die anderen

Wände ragen in gewaltigen Massen empor. Der Anblick ist grausenerregend, und dennoch gab es unglückliche Gemüthskranke, welche meilenweit hierher kamen und sich hinabstürzten. In den Alpen sah ich ähnliche Scenen, jedoch keine, welche diese an Wirkung auf das Gemüth übertraf; jede Schlucht hat doch sonst einen Ausgang, das Eingefangene hier, das Kerkerhafte knüpft an die Vorstellung des Aufenthaltes unten gleich die Verzweiflung und erfüllt die Seele mit Schauer."

Über die in den Höhlen abgelagerten Thierreste spricht sich Reichenbach deutlicher aus als alle seine Vorgänger: „Unsere zahlreichen herrlichen Höhlen mit ihren erhabenen, ungeheueren Gewölben, prachtvoll, wenn sie bisweilen bei festlichen Gelegenheiten, beispielsweise bei kaiserlichen Besuchen erleuchtet wurden, bergen noch einen schönen geologischen Schatz aus späteren Zeiten, eine unerschöpfliche Menge von Knochen jener untergegangenen Thierwelt, welche man in so vielen Höhlen anderer Länder auch findet. Boué ist nicht richtig informiert worden, wenn er in seinem geognostischen Gemälde von Deutschland sagt, dass die mährischen Kalkhöhlen ganz ohne Spuren von Knochen seien, im Gegentheil sind sie ganz voll davon. Bärenzähne, Hyänenzähne, Köpfe von großen unbekannten Thieren und unendliche Überreste von früher vorhanden gewesenen Thieren sind in ganzen Massen da und harren eines erfahrenen Osteologen. Seine Ausbeute würde umso reichhaltiger ausfallen können, da es hier in der Gegend noch manche Höhlen gibt, welche fast noch nie von Menschen betreten worden sind, und wo alles noch im unversehrten Stande daliegt, wie es Mutter Natur vor Jahrtausenden verlassen hat, beispielsweise in der Katharinenhöhle, welche nur eine Meile von Blansko entfernt ist."

Von besonderem Interesse sind die Erklärungen, welche Reichenbach über die Zeit und die Art der Entstehung der Höhlen gibt: „Man kann mit einiger Sicherheit annehmen, dass die Zeit der Höhlenbildung im Bergkalke in jene Periode der Entstehung der Erde fällt, welcher die Bildung des Gundersandes kurz und zunächst vorangieng, und dass diese Periode mit gewaltiger Wasserbewegung, durch heftige und anhaltende Regenniederschläge veranlasst, verbunden war. In den Zerklüftungen des Kalkes hat das Wasser beim Herabsinken sich allmählich und in früheren Perioden vielleicht mit größerer Thätigkeit unterirdische Rinnsale ausgeätzt, welche am Ende, wo die Wässer sich vereinigten, gewaltig groß wurden und jene schönen Höhlen ausbohrten,

welche wir jetzt trockenen Fußes bewundern. Die Enden der Höhlenarme sind aber alle bloß scheinbar und jedesmal nur zusammengestürzte und verschüttete Stellen, hinter welchen sie in ungemessenen Verästungen fortsetzen; würde man eine solche Verschüttung durchbrechen, so würde man in neue, unberechenbare Fortsetzungen der vorhandenen offenen Höhlen gelangen."

Gleichzeitig mit Dr. Reichenbach war Albin Heinrich, geboren 1785 zu Friedland in Mähren, gestorben 1864 in Brünn, welcher seit dem Jahre 1831 als Professor am Gymnasium und Custos am Franzensmuseum in der mährischen Landeshauptstadt wirkte, für die Bereicherung der geognostischen Kenntnis Mährens thätig, seine tüchtige Kenntnis in diesem Fache bekundete er durch seine diesfälligen Beiträge für das topographische Werk des Raigerner Benedictiners Dr. Gregor Wolny, auch veröffentlichte er in dem Jahrgange 1839 der Zeitschrift „Moravia" eine Abhandlung über untergegangene Thiere; einen besonderen Wert repräsentierte seine Sammlung von Prachtexemplaren zur Kunde der geognostischen Verhältnisse Mährens, welche noch bei seinen Lebzeiten von der Ackerbaugesellschaft für das Franzensmuseum angekauft wurde.

Der in Brünn thätige Arzt Dr. Ernst Rincolini, geboren in Brünn 1785, gestorben daselbst 28. März 1867, der fürstlich Dietrichstein'sche Archivar Karl Wenzelides in Nikolsburg, geboren in Troppau 1785, gestorben 1852, und der zweite Beamte des Nikolsburger Archivs, Borek, förderten die Kenntnis der Petrefactologie der Markgrafschaft.

Im Jahre 1845 behandelte Dr. Josef von Ferstl in Wien in seiner Inauguraldissertation die geologischen Verhältnisse der Polauer Berge, welche sich vom Dorfe Polau bis zur Stadt Nikolsburg in der Richtung von Nordost gegen Südsüdwest in halbmondförmiger Gestalt und in einer Länge von beinahe 1½ Meilen hinziehen.

Einen besonders wichtigen Einfluss auf die geognostische Durchforschung des Landes nahm Otto Bernhard Freiherr von Hingenau, geboren zu Triest 19. December 1818. Schon von früher Jugend an für das Studium der Naturwissenschaften eingenommen, trat er nach Absolvierung der juridischen Studien im Jahre 1840 in die Schemnitzer Bergakademie ein, wandte sich nach vollendetem dreijährigen Curse dem montanistischen Staatsdienste zu und wurde im Jahre 1847 zum Verweser der Berggerichts-Substitutenstelle nach Brünn ernannt. In diesem Wirkungskreise veröffentlichte er in den „Berichten für Freunde

der Naturwissenschaften", welche der berühmte Wilhelm Haidinger in Wien herausgab, mehrere wichtige wissenschaftliche Abhandlungen: „Geognostische Wahrnehmungen bei Tulleschitz", „Brouillon einer geognostischen Karte des Znaimer Kreises", „Dinotheriumreste in Mähren", „Eine geognostische Excursion nach Blansko". Im Jahre 1850 wurde er zum Berghauptmann für Mähren und Schlesien ernannt, blieb aber in dieser Stellung nur bis zum Monate October, in welchem seine Berufung als Professor des Bergrechtes an die Universität Wien erfolgte; er hatte in dem eben genannten Jahre für die Mittheilungen der Brünner Ackerbaugesellschaft nicht nur einen Beitrag zur geologischen Kenntnis des südwestlichen Mährens geliefert, sondern auch anlässlich des Werner-Festes die Bildung eines Werner-Vereines behufs der geologischen Durchforschung von Mähren und Schlesien angeregt, welcher am 22. April 1851 zu Brünn ins Leben trat. Nach seiner Übersiedlung nach Wien veröffentlichte er im Jahre 1852 eine Übersicht der geologischen Verhältnisse von Mähren und Österreichisch-Schlesien.

Der Werner-Verein war 15 Jahre thätig, von 1851 bis 1865, in dem letztgenannten Jahre beschloss er seine Wirksamkeit, da er jeder thatkräftigen Leitung entbehrte; nicht bloß die vom Vereine herausgegebenen Jahresberichte enthalten zahlreiche wertvolle geognostische und geologische Mittheilungen, sondern noch wichtiger sind die von demselben veranstalteten Publicationen einer Hypsometrie von Mähren und Österreichisch-Schlesien nebst einer Höhenschichtenkarte beider Länder, welche den in Prag lebenden Professor an der technischen Hochschule, Karl Kořistka, zum Verfasser hat, und die geognostische Karte von Mähren und Schlesien, welche der Bergrath Foetterle auf Grundlage einer fünfzehnjährigen mühevollen Forschung ausarbeitete.

Schon vor der Gründung des Werner-Vereines, im Jahre 1850 nahm der Schichtmeister Mladek in Blansko die Slouper Höhle markscheiderisch auf sammt dem Durchschnitte des innerhalb derselben gelegenen Diluviums, in welchem sich die Überreste des vorweltlichen Bären befinden, und schenkte vier Jahre später eine vortreffliche Copie der Karte dem obgenannten Vereine.

Im Jahre 1852 ließ Fürst Alois Liechtenstein die Höhle Vypustek bei Kiritein unter der Leitung des Brünner Professors Kolenati und des Adamsthaler Oberverwesers Uhlig untersuchen, der von letzterem gearbeitete Bericht nebst einer Detailkarte der Höhle wurde dem Werner-Vereine vorgelegt.

Der bereits genannte Professor Kořistka schilderte im Jahre 1860 in seinem Buche „Mähren und Schlesien" die geologischen Verhältnisse beider Länder nach den vom Werner-Vereine veröffentlichten Specialarbeiten und nach den schriftlichen Mittheilungen von Reuß, Foetterle, Lipold und Wolf.



Friedrich Smetana.

Von

Bronislav Wellek.

(Fortsetzung.)

Prag.

Smetana war ein durchaus modern, fortschrittlich gesinnter Musiker. In der Instrumentalcomposition zeigte er sich als ein entschiedener Anhänger Liszts. „Wallensteins Lager", „Richard III.", „Hakon Jarl" sind echte Symphonien, von denen Smetana selbst erklärte, dass er sie unter dem Eindruck der in Weimar gehörten symphonischen Dichtungen Liszts geschrieben habe. Wie er sich auf dem Gebiete der Instrumentalcomposition zu einem selbständigen Stil durchgearbeitet, werden wir an seinem Cyklus „Mein Vaterland" zu zeigen Anlass nehmen. Für die Oper schwebte ihm das damals sich entwickelnde Musikdrama Richard Wagners als Kunstideal vor Augen. Daraus machte Smetana niemals ein Hehl. Es lässt sich nicht leugnen, dass alle modernen Operncomponisten, selbst wenn sie nichts davon hören wollen und theoretisch die eingefleischtesten Gegner Wagners sind, sich dem Einfluss seiner Principien nicht zu entziehen vermögen, ebensowie die Composition der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts von Beethoven beherrscht wurde. Diejenigen Grundsätze Wagners, welche als Ausdruck des natürlichen Fortschrittes in der dramatischen Composition die Bedeutung der Oper als Gattung der dramatischen Kunst so sehr zu heben geeignet sind, als die seinigen anzuerkennen, gereicht keinem Componisten zur Schande. So nahm auch Smetana in sein fortschrittliches Credo das richtige Verhältnis zwischen der Musik und dem gesungenen Wort, die ohne sinnstörende Unterbrechung im Orchester fließende Melodie, welche eine einheitliche Physiognomie (Stil des betreffenden Componisten) aufweisen soll, die Verwendung der Musik zur richtigen Charakterisierung des dramatischen Vorganges, der han-

delnden Person, die Individualisierung durch das Leitmotiv &c. sofort auf. Dass damit die althergebrachte Eintheilung der Oper in „Nummern“ und die verschiedenen „Arien“, „Ariosi“, „Duette“, „Ensembles“ &c. wie auch das hauptsächlichste Effectmittel aus der Rüstkammer der italienischen und „großen“ Oper, die Coloratur, überflüssig wurden, ist selbstverständlich.

Allein in der Anwendung dieser reformatorischen Grundsätze Wagners liegt durchaus keine Nachahmung seines Stils, die eine ganz freie Entfaltung der eigenen Invention des Componisten, seiner besonderen Individualität ausschließen würde. Sobald ein Componist eine solche wie Smetana von Haus aus zu seinem Schaffen mitbringt, braucht er für sie durchaus nicht zu fürchten, wenn er sich auch vollständig auf den Boden der Wagner'schen Reformen stellt. Smetana war sich dessen sehr wohl bewusst und drückte dies in den Worten aus: „So, wie Wagner schrieb, können wir nicht componieren,“ indem er in den Rahmen der Wagner'schen Reform seinen eigenen nationalen Stil zu stellen suchte, seine musikalische Individualität, die innigst mit dem heimischen Boden, mit dem wirklichen Leben des Volkes, mit dessen Singen und Sagen verwachsen war. Das ist es, was ihn groß für sein Volk und groß als modernen Componisten überhaupt macht.

Dies ist das Programm des Componisten des „Dalibor“ und der „Libuše“.

Es liegt auf der Hand, dass Smetana dieses Programm, wenn wir überhaupt annehmen wollen, es habe so vollständig und klar dem Tondichter vorgeschwebt, bevor er an die Composition seiner ersten Oper gieng, nicht mit einemmale durchführen konnte. Es ist ein alter Erfahrungssatz, dass einer jeden Reform der Conservatismus feindlich gegenübersteht, der erst nach und nach für die neue Idee gewonnen werden oder wenigstens zum Widerstande unfähig gemacht werden muss. Smetana konnte an Wagner selbst am besten sehen, mit welchen Schwierigkeiten dieser bei seinen Landsleuten zu kämpfen hatte, er musste ferner bedenken, dass das Publicum, für welches er componierte, ein musikalisch sehr wenig gebildetes, die Kritik eine in den ersten Anfängen steckende sei. Er konnte ferner nicht einmal auf die würdige Verkörperung seiner dramatischen Gestalten bei den mangelhaften Kunstkräften, die ihm zugebote standen, rechnen.

Diese vielfachen Gründe, die ihn zu den größten Rücksichten auf den ungeschulten Geschmack des Publicums, auf das mangelhafte Ver-

ständnis der Kritik, auf den zu echt dramatischer Wirkung ungeeigneten Text u. s. w. veranlassen mussten, legten ihm naturgemäß, da sie auch bei seinen späteren Opern immer wieder vorlagen, zeitlebens den Zwang verschiedenartigster Concessionen auf, so dass er noch von seinem „Geheimnis" sagt, er müsse seine Gelüste beim Componieren verleugnen, geradezu sich selbst verleugnen und in einem Dualismus schreiben, der ihm eigentlich zuwider sei.



Sosehr sich auch Smetana bemüht hatte, den Hörer der Oper durch eine möglichst geringe, unauffällige Änderung in dem Bau, den das Publicum in schablonenmäßiger Durchführung vor sich zu sehen gewohnt war, für die Reformen, welche künftig deutlicher hervortreten sollten, zu gewinnen, ergieng es ihm dennoch ähnlich wie Wagner: die „maßgebenden Kreise", d. h. die Kritik und diejenigen, welche die Macht und das Geld haben, die Aufführung einer Oper zu ermöglichen, legten ihm, solange es nur irgend angieng, Hindernisse in den Weg, bevor es zur Inscenierung der Oper kam (1863 bis 1866), ein Benehmen, das umso unbegreiflicher und unverzeihlicher ist, als die Auswahl an originellen Opernwerken für das junge Theater eine ganz geringe war. Sobald aber die „Brandenburger" das Licht der Rampen erblickt hatten, entschied das Publicum einhellig zu ihren Gunsten und begrüßte sie jubelnd als eine nationale That.

Die Thaten, welche Smetana in seinem späteren Wirken für die böhmische Kunst vollführt hat, allein würden schon den „Brandenburgern" ein Anrecht auf Beachtung und Verehrung seitens der Nachwelt geben, auch wenn sich nicht Einzelnheiten und Episoden genug (besonders die Volksscenen) darin finden würden, die dem Werke trotz der Unerquicklichkeit des Textes den Stempel der Originalität aufdrücken. Aber die „Brandenburger" stehen nicht in einem so weiten Abstande vom „Dalibor" Smetanas wie der „Rienzi" oder gar die „Feen" Wagners von seinem „Fliegenden Holländer", wie auch zu bedenken ist, dass die „Brandenburger" von einem bereits durchgebildeten, in sich fertigen, fast 40jährigen Componisten herrühren, für den sie nur den ersten, allerdings schwierigen Versuch, ein böhmisches Libretto in ein entsprechendes musikalisches Gewand zu kleiden, bedeuten. Wenn ihnen aber doch mit Rücksicht auf den letzterwähnten Umstand nur ein erziehlicher Wert für das czechische Publicum zuerkannt werden kann, so wird diese Beurtheilung von der Erfahrung als richtig bestätigt, da

die gepriesenen, noch im ersten Jahre dreizehnmal aufgeführten „Brandenburger" mit dem steigenden Kunstgeschmack des Publicums, dessen Hebung übrigens wieder größtentheils ein Verdienst Smetanas ist, im Repertoire immer seltener wurden, bis ihnen unter den Werken des Autors der letzte Platz angewiesen wurde, auf dem sie etwa als unterster Sockel des Bauwerkes, welches das Schaffen des Meisters in seiner Gesammtheit darstellt, fungieren.



„Die verkaufte Braut".

Über die Entstehung der „Prodaná nevěsta" berichtete Friedrich Smetana anlässlich der Feier ihrer hundertsten Aufführung (5. Mai 1882), dass diese Composition eigentlich nur eine Spielerei sei. „Ich componierte die Verkaufte Braut nicht aus Ehrgeiz sondern aus Trotz, weil man mir nach den ‚Brandenburgern' zum Vorwurf machte, dass ich ein Wagnerianer sei und im leichteren, volksthümlichen Stil nichts leisten könnte." Danach hat es den Anschein, dass die Oper in der Zeit vom 5. Jänner bis 30. Mai 1866 geschrieben worden sei, und dass Smetana in ihr nur zufällig und unbewusst jenen Stein der Weisen gefunden habe, der den Musiker nationale Opern schreiben lehrt. Allein dieser Auffassung steht der Umstand entgegen, dass Ottokar Hostinský sich zu erinnern weiß, dass Smetana schon im Jahre 1865, also vor der Erstaufführung der „Brandenburger" in der musikalischen Section der „Umělecká Beseda" Bruchstücke aus einer „komischen Operette" zum besten gab, mithin zu einer Zeit, wo sich der ihm gemachte Vorwurf der Schwerfälligkeit höchstens auf die in dem genannten Cirkel gehörten Proben aus den „Brandenburgern" gründen konnte. Teige führt sogar, während er unter dem Strich die oben citierten Worte Smetanas abdruckt, als Beginn der Composition den Mai des Jahres 1863 an, was trotz der Erklärung Smetanas die Composition der „Verkauften Braut" doch nicht als eine bloße „Spielerei" erscheinen lässt. Wir haben uns vielmehr die Entstehung der „Verkauften Braut" folgendermaßen vorzustellen.

Nach der Gründung und Eröffnung des böhmischen Interimstheaters ergab sich naturgemäß die Frage nach einer heimischen Kunst. Diese Frage, soweit sie das Gebiet der musikdramatischen Dichtung betrifft, zu beantworten, fühlte Smetana den Beruf in sich. Er wollte seinem Volke eine Oper schaffen, deren Stoff aus der böhmischen Sage oder Geschichte geschöpft, deren Musik, dem Volksgeist abgelauscht, zu-

gleich auf der Höhe der modernen Operndichtung stehen sollte. Wenn Wagner, in den Bahnen, welche die romantische Schule eingeschlagen hatte, vorwärts schreitend, durch seine reiche Individualität eine neue deutsche Oper geschaffen, wenn er bei seinem tiefen künstlerischen Ernst vor allem auf die Übereinstimmung der Ausdrucksmittel mit dem, was dargestellt werden soll, gesehen und so trotz der Bearbeitung mythischer oder historischer Stoffe der modernen Oper den Weg zum echten, wahren Realismus vorgezeichnet hatte, so wollte Smetana in derselben Weise zu einer modernen böhmischen Oper den Grundstein legen, denn wenn man ein neues Gebäude errichtet, sorgt man auch dafür, dass man sich die Errungenschaften der Zeitgenossen zunutze mache, d. h. es in modernem Stile halte. War er nun, da für die böhmische Oper jedwede historische Entwicklung vollständig fehlte, in Bezug auf die musikalische Invention ausschließlich auf seine Individualität angewiesen, so musste er sich andererseits in Bezug auf die Wahl des Stoffes und dessen Gestaltung zum Drama, da er selbst kein Dichter war, einer fremden Individualität unterordnen. Das von einem dritten hergestellte Programm, zu dem Smetana eine nationale Musik componieren sollte, war der wenig poetische Text Sabinas zu den „Brandenburgern". Dieser Operntext, abgeschmackt und banal, bot nur wenig Gelegenheit, aus dem Volksgeist heraus musikalisch zu gestalten. Smetanas musikalische Individualität keucht wie von einer Fußfessel beschwert einher. Die Furcht, durch kühne Reformen das philiströse Publicum sich abspenstig zu machen, trug auch das Ihrige bei, die Entfaltung derselben zu hemmen. Dennoch erweckte das von Smetana Geleistete, als es seinen Genossen zu Gehör gebracht wurde, die gerechte Befürchtung, dass dies mehr sei, als ein mit Meyerbeer'scher Musik und Ähnlichem genährter Publicumsmagen vertragen könnte: man fand die Musik zu schwerfällig. Man wies darauf hin, dass dem böhmischen Publicum etwas „Leichteres" viel verdaulicher erscheinen könnte, weil der Hang zu lachendem Humor seiner Individualität näher liege. Smetana musste als denkender Künstler einen näheren Weg vor sich sehen, sich die Herzen des Publicums zu gewinnen: die komische Oper. Begründer der Opera seria für sein Volk zu werden, war seinem künstlerischen Streben das höhere Ziel, eine nationale komische Oper zu schaffen, war aber das leichter erreichbare, auf jeden Fall nähere Ziel. Smetana wandte sich an Sabina. Dieser präsentierte ihm, während Smetana die „Brandenburger" componierte, einen Operettentext, der gar nicht übel war. Smetana brauchte, eine

reiche Individualität vorausgesetzt, nur realistisch zu gestalten, und er schrieb eine nationale Oper, weil der Text ein nationaler war — ein glücklicher Griff ins volle Menschenleben, wie es sich eben in einem böhmischen Dorfe abspielen kann. Unter der Hand eines solchen Componisten, wie Smetana war, wurde aus dem zwar lebenswahren, aber possenhaften Text ganz wider Erwarten Sabinas eine komische Oper, welche sich dem Besten anreiht, was in diesem Genre geleistet worden ist.

Die Composition der „Verkauften Braut" läuft also parallel mit der der „Brandenburger". Beide Arbeiten sind Versuche, den richtigen Ton für die böhmische Oper zu finden: die Composition der „Brandenburger" der ernstere, schwierigere und daher weniger glückliche; die der „Verkauften Braut" der beiweitem glücklichere, weil der Text dem Componisten den richtigen Weg wies. Der erstere Versuch ist die erste Stufe auf dem Wege Smetanas, seinem Volke eine Opera seria zu schaffen, auf dem er später zu einer annäherungsweisen Erfüllung dieser Aufgabe gelangte, so dass er von diesem Standpunkt erklärlicherweise auf den zweiten Versuch als einen geringfügigen, sozusagen nur durch Zufall zu einer glücklichen Schöpfung gediehenen herabzusehen vermochte. Wenn man aber von einer Unwillkürlichkeit, von einem glücklichen Zufall bei Schöpfung der „Prodaná nevěsta" sprechen kann, so ist dies bloß in Bezug auf den Text Sabinas der Fall.



Für den Fall, dass dem Leser der Text der „Verkauften Braut" nicht bekannt wäre, sei hier in kurzen Zügen die Handlung wiedergegeben.

Der Bauer Micha hat zwei Söhne: Hans, der Sohn aus erster Ehe, wurde durch die Intriguen seiner Stiefmutter getrieben, in die Fremde zu gehen, während sich Wenzel, der Sohn aus zweiter Ehe, der besonderen Liebe seiner Mutter Agnes erfreut. Der Heiratsvermittler Kecal möchte letzteren, einen dummen, stotternden Jungen, mit Mařenka, der Tochter des Bauers Kruschina, der seinerzeit eine Art Verlöbnis der Kinder beider Familien mit Micha geschlossen hatte, verkuppeln. Mařenka unterhält aber ein zartes Verhältnis mit einem fremden Burschen, der aus der Ferne in das Dorf gekommen war. Es ist Hans, der bis zum Schluss sein Incognito zu wahren weiß, auf welcher Voraussetzung die Schürzung des Knotens

der Handlung beruht. Der Heiratsvermittler möchte ihn, den fremden Nebenbuhler des von ihm vorgeschlagenen Bräutigams, mit einer Geldsumme gerne abfertigen. Hans aber überlistet ihn, indem er in dem Vertrage über den Verkauf der Braut Mařenka dem „Sohne Michas" abtritt, worunter alle (selbst Mařenka) den stotternden Wenzel verstehen, bis Hans am Schlusse vor seinen Eltern erscheint und sich zu erkennen gibt.

Obwohl sich manche Bedenken gegen die Wahrscheinlichkeit dieser Handlung einwenden ließen, ist sie doch als eine ziemlich glückliche Erfindung anzusehen. Sie und die vorzügliche Charakterisierung der Vorgänge und Personen, die dem czechischen Zuschauer ebenso altbekannt und geläufig, d. h. echt national sind, als sie dem deutschen fremd und eigenthümlich erscheinen, sind die Hauptstärke der Oper, welche Smetana Gelegenheit bot, sein Talent zur musikalischen Charakterisierung volksthümlicher Gestalten voll zu entfalten. Das, was die Devise einer ganzen modernen „Schule" bildet, die nach einem kräftigen, lebenswahren Text sucht, was den glänzenden Erfolg der „Cavalleria rusticana" vor allem bedingt hat, der Realismus in Handlung und Charakteristik hatte hier im Jahre 1866 Fleisch und Blut angenommen und zwar gesundes Fleisch und Blut aus dem eigentlichsten Leben des böhmischen Landvolkes. Wer den künstlerischen Realismus liebt und das Dorfleben in czechischen Gegenden Böhmens, wo noch der Sitz der Eigenart des Volkes ist, kennt, kann an den scharf abgenommenen Bildern, welche die „Verkaufte Braut" ausmachen, seine helle Freude haben.

Die alte Geschichte von der Stiefmutter, die ihr Kind zum Nachtheil des Stiefsohnes bevorzugt, letzterem Nachstellungen bereitet, ihm das Herz des Vaters abwendig macht und ihn endlich zwingt, das Vaterhaus zu verlassen — wer kennt sie nicht, der ein paar Märchen und Erzählungen böhmischen Ursprunges kennen gelernt hat?

Wer kennt ihn nicht, der dem ganzen Dorf zum Spott dient, jenen dummen Honza, Janek oder Vašek, oder wie ihn die Sage benennen mag, der da stottert, plump in seinen Bewegungen ist und sich jeden Bären auf die Nase binden läſst, bis er sich selbst zur Darstellung eines solchen hergibt, um die spanische Künstlerin Esmeralda, deren Beine ihm sehr gefallen, zu gewinnen. Seine Dummheit wird geradezu grotesk, als er sich und den Komödiantenprincipal dadurch blamiert, daſs er das Publicum beruhigt, er sei kein Bär sondern der harmlose Wenzel.

Die originellste Figur der „Verkauften Braut" ist der großmäulige Heiratsvermittler Kecal,[1]) eine Figur, die im böhmischen Dorfleben ebenso typisch ist wie der Barbier in den südlichen Ländern. Da die „Meistersinger" Wagners fast gleichzeitig mit der „Verkauften Braut" entstanden sind (die Erstaufführung der ersteren 1868, der letzteren 1866), kann man das nationale Schaffen zweier Componisten vergleichen, ohne dass die Beeinflussung des einen durch den anderen auch nur annehmbar wäre. Erinnert uns nicht der mit Bändern geschmückte, nervös gesticulierende, fortwährend hin- und herfahrende Heiratsvermittler an den ehrenwerten Herrn Stadtschreiber Beckmesser? Sind nicht beide Gestalten so fest umrissen, so wohl gezeichnet wie nur wenige der neueren komischen Oper, dass ihnen ein sehr langes Leben in der Opernliteratur geweissagt werden darf, wie es nur einem Leporello und Figaro vor ihnen beschieden war? Nur steht der alte Hagestolz Sixtus auf eigenen Freiersfüßen, während Kecal für seinen Bedarf schon gedeckt ist und andere Leute gegen angemessene Provision versorgen will. Und ist nicht die Überlistung beider der Gegenstand der Handlung beider Opern? Und ist nicht die Dummheit beider, mit welcher sie in die ihnen gestellte Falle gerathen, so ziemlich gleich groß? Herr Beckmesser hat aber Anlage zu einem giftigen Intriguanten, während Kecal seine Intrigue gutmüthig plump anstellt. Beide sind zum Schluss die Angeführten und müssen sich unter dem Gelächter des Volkes aus dem Staube machen.

Pfiffige Bauernburschen, welche sich getrauen, selbst den Gottseibeiuns zu überlisten, um wie viel mehr einem Kuppler, der sich in seiner Geschwollenheit große Stücke auf seinen Scharfsinn einbildet, ein Schnippchen zu schlagen, sind im böhmischen Dorfe ebenso heimisch wie die allseits genarrten Halbtrotteln, von denen der Stotterer ein Exemplar vorstellt. Zur Art der Pfiffigen gehört Jenik (Hans), der Stiefbruder Vašeks (Wenzels). Der Einfall, den derben Materialisten Kecal tüchtig anlaufen zu lassen, entsteht plötzlich in ihm; er macht den einmal gefassten Gedanken sofort zur That, ohne sein Liebchen in seinen Plan einzuweihen. An Bosheit grenzt es, wenn er das Mädchen, das sich von ihm für verrathen hält und keine Entschuldigung anhören will, in der falschen Meinung bestärkt und sich an dessen Qualen weidet. Und wieder charakteristisch für das böhmische Dorfmädchen ist, dass Mařenka, welche selbst durch eine

---

[1]) Schon der Name bedeutet einen, der viel ins Blaue schwätzt.

harmlose Intrigue, durch die sie ihren Freier (Wenzel) von dem Gedanken, sie zu heiraten, abschrecken will, an dem Spiel theilnimmt, sich einem melancholischen, leidenschaftslosen Schmerze, als sie sich betrogen sieht, hingibt und zum Unterschied von ihren italienischen Schwestern, welche mit Rachearien, Dolch und Gift in einem gleichen Falle vorgehen würden, mit dem treulosen Liebhaber bloß kokett schmollt und schließlich in eine Passivität verfällt, in der wir ihr die Ausführung der Drohung, sie werde sich mit dem verhassten Freier verehelichen lassen, zutrauen dürfen.

Mit wenigen Strichen, aber ganz gelungen charakterisiert sind auch die beiderseitigen Eltern.

Die Episode des letzten Actes mit den Dorfkomödianten ist eine geradezu verblüffende Abconterfeiung des wirklichen Lebens. Sie ist possenhaft, weil Dorfkomödianten Possen reißen, sie ist trivial, weil der Dorfplatz nicht der Schauplatz für ein espritvolles Salonstück ist; dass man dergleichen Partien sonst nur in Operetten zu finden gewohnt ist, beweist nichts, da sich die Grenze zwischen der komischen Oper und der Operette nicht nach Maßgabe des Standes und der Kleidung der vorgeführten Gestalten ziehen lässt. Übrigens hat meines Wissens der gesunde Realismus in der drastischen Vorführung der Dorfkomödianten in den „Pagliacci" Leoncavallos nicht unangenehm berührt und hat doch die Komödiantenscene in der „Verkauften Braut" vor der in der Oper Leoncavallos den frischen, natürlichen Humor voraus. Freilich ist hier auch der Principal mit seiner Bande nicht der Träger einer Idee von tiefer Tragik, sondern er plaudert höchstens davon, wie lustig das Leben eines Komödianten sei, wenn er dasselbe gleich ihm selbst auf die leichte Achsel zu nehmen wisse.

Alle diese im einzelnen sehr plastisch durchgeführten Gestalten sind von einem Rahmen umfasst, der sie zu einem einheitlichen Bilde vom Dorf und dem Volke verbindet, das hier wohnt. Es ist bekannt, dass ein Haupterfordernis eines Gemäldes die Stimmung ist, die über dem Ganzen ruhen soll, und diese ist hier die Kirchweihstimmung, die in den Chören und Tänzen, welche die geschickte Hand des Componisten stets an die rechte Stelle gesetzt hat, ihren Ausdruck findet. Alles ist harmonisch und abgerundet.

Wir sehen, dass um den großen Erfolg der „Prodaná nevěsta" nicht zum geringsten Theile das Libretto ein Verdienst hat und dies namentlich durch den pausbackig-gesunden Realismus, von dem alles strotzt.

Wie nun alles darnach angelegt ist, den Ausschnitt aus dem Dorfleben recht naturwahr zu colorieren, so dient insbesondere die Sprache und Ausdrucksweise der handelnden Personen dazu. Ihre Sprache ist kunstlos, ja derb, trifft aber immer den Nagel auf den Kopf. Nicht nur die Art, wie sie handeln, sondern auch, wie sie reden, charakterisiert die Leute als das, was sie sein sollen. Die Wahl der Worte und Phrasen spielt gerade in einem Operntext eine hervorragende Rolle, da aus den Worten der Person sich die Form der musikalischen Declamation oder vielmehr die Freiheit im Wechseln der Form ergibt. Aus dem gegebenen Text wächst nach der modernen Auffassung organisch die Melodie heraus, oder wenn wir auch die Anwendung moderner Principien bei der „Verkauften Braut" Smetanas nicht annehmen können, die Wahl der Worte und der entsprechenden musikalischen Ausdrucksmittel oder die Stilisierung des Textes und der Musikstil des Componisten stehen im innigen Zusammenhang. Je nationaler eine Musik, d. h. je enger diese Wechselbeziehung geknüpft ist, desto schwerer wird die Lostrennung von dem Originaltext empfunden werden.



Die Übersetzung des Textes von Max Kalbeck, in welcher das Werk auf den deutschen Bühnen aufgeführt wird, nimmt nun ganz und gar nicht Rücksicht auf das Original. Sie ist die Unterlegung eines neuen, deutschen Textes, der sehr gut singbar ist, der böhmischen Musik, die sich nicht ins Deutsche übertragen läſst. In der deutschen Bearbeitung erscheint die Musik Smetanas vollständig losgelöst von der volksthümlich-einfachen Basis, auf die sie aufgebaut ist. Allein Kalbeck hat in diesem Falle nur einen Theil seiner Aufgabe erfüllt: er sorgte für die Deutschheit und Singbarkeit des Textes, das Original wiederzugeben, lag gar nicht in seiner Absicht. In der Lösung der vorgesetzten Aufgabe ist er denn auch dem ersten Übersetzer der „Verkauften Braut", Emanuel Züngel, entschieden über. Daher müssen wir uns mit der Verdeutschung Kalbecks zufrieden geben, wollen aber dem deutschen Leser einige Proben aus dem Original unterbreiten, um zu zeigen, worin das Nationale gelegen ist, dessen Colorit durch die Übertragung verwischt wurde.

Wer im Original Sabinas poetische Schönheiten, Eleganz und Weichheit der Sprache, feinen Esprit oder Ähnliches suchen würde,

thäte dies vergebens. Die einzige Stelle, welche rein lyrisch und stimmungsvoll ist, ohne dass sie erst durch die Kunst des Componisten, der in der „Verkauften Braut“ geschickt das Unlyrische und Unpoetische des Textes durch seine Musik zu überdecken wusste, dazu gemacht wurde, ist das Lied Mařenkas, als sie sich von Hans verrathen sieht, und dies ist eine später hinzugekommene Einlage. In der poesievollen (sehr freien) Übertragung Max Kalbecks lautet es folgendermaßen:

„Wie fremd und todt ist alles umher,
Und war so traut, voll Leben,
Die Welt hat keine Freuden mehr,
Ich muss mich drein ergeben!

O Lenz, Dein buntes Blumenkleid,
Wie welk ist es geworden,
Der böse Herbst kam vor der Zeit
Einhergeweht von Norden . . .

Nein, alles ist noch, wie es war,
Und will nur anders scheinen,
Weil trübe ward mein Augenpaar
Vom Weinen.

Du Maienzeit, wie warst Du schön
Mit Deinen frischen Trieben!
Ade nun, helles Lustgetön,
Ade, Du junges Lieben!“

Schon diese Übersetzung ist ein Beleg dafür, dass Kalbeck den kargen Inhalt des Textes vergrößern, die häufige, heute nicht mehr beliebte Wiederholung ganzer Sätze und Phrasen vermeiden und das gegebene Thema im Sinne seiner Auffassung frei umschreiben wollte; wo es ihm wie in dem vorliegenden Falle gelang, an Stelle des Vorhandenen Gleichwertiges oder Besseres zu setzen, ist gegen sein Bestreben nichts einzuwenden. Er geht darin allerdings oft so weit, dass seine Übertragung etwas ganz anderes bringt, als im Originaltext steht, dass er nicht nur die Sprache sondern wesentliche Charakterzüge der handelnden Personen nach seinem Geschmack abgeändert hat. Es ist z. B. zu bedauern, dass er die böhmische Strophe:

„Nein, solche Täuschung kann nicht sein,
Dass er mich so betrübe,
Denn weinen müsst' das Erdenrund
Ob der begrab'nen Liebe!“

nicht beibehalten wollte oder konnte. Doch ist Kalbecks Strophe:

„Nein, alles ist noch, wie es war,
Und will nur anders scheinen,
Weil trübe ward mein Augenpaar
Vom Weinen!"

ein sehr schöner Ersatz für dieselbe. Wo aber in der Art des Ausdrucks jener volksthümlich kräftige Humor oder die Schlichtheit des böhmischen Landmannes — kurz, ein Stück Volkscharakter liegt, berührt das Salonfähigmachen des Librettos unangenehm. Wie anders wirkt die Frische des Eingangschores im Originaltext als in der Kalbeck'schen Bearbeitung, wo die muthwillig-freudige Kirchweihstimmung zu einem allgemeinen schablonenhaften Lob des Frühlings abgedämpft erscheint. „Warum sollten wir uns nicht freuen, wenn uns Gott Gesundheit gibt?" lauten die Anfangsworte des Originals. Diese überaus einfache Begründung der Fröhlichkeit dadurch, dass Gott den Leuten das Leben gibt, scheint Kalbeck nicht genügt zu haben, er musste eine tiefere, etwa in der Schönheit der Natur gelegene annehmen, wodurch er sich schon merklich von dem nationalen (hier volksthümlichen) Geist des Originals entfernte und vom gesunden Realismus einen Schritt nach rückwärts that: zur Schablone. So kunstreich seine Übersetzung hier und des weiteren auch ist, er hätte von seinem Vorgänger Züngel doch manches in Bezug auf das Verständnis der Volksthümlichkeit des Originales lernen können.

Erklärlich ist, dass Kalbeck mit dem Duett über das Unglück, eine böse Stiefmutter zu haben, nichts anzufangen wusste. Die Reflexion: „Jako matka požehnání..." (Wie die Mutter ein Segen, so ist eine böse Stiefmutter ein großes Unglück) erschien ihm als etwas, das sich in deutscher Übertragung klotzig ausnehmen würde, weshalb er die Stelle (S. 9 des deutschen Textes) durch eine allgemeine Klage über den Verlust der Mutter paraphrasierte.

Hingegen muss ich offen gestehen, dass mir das fortwährende Wiederholen der schlichten Worte: „Unser treues Lieben wird kein Sturm zerstören, Liebe haben wir uns geschworen, uns auf ewig das Wort verpfändet, werden jederzeit einander treu bleiben!" in allen möglichen Variationen, welche Züngel folgendermaßen singbar machte:

„Uns're treue Liebe
Ewig wird bestehen,
Wird nicht untergehen,
Treue hab' ich Dir geschworen,

Dich zum Liebchen auserkoren,
Ewig treu ergeben,
Treu durchs ganze Leben
Bleib' ich, Geliebte, Dir!"

doch lieber ist als das Geplapper der Liebenden in Kalbecks Text (S. 9).

Die originelle Figur des Heiratsvermittlers Kecal ist ebenfalls durch ihre derbe, durchaus komische Redeweise charakterisiert, zu deren Merkmalen gerade das häufige Wiederholen derselben Redewendung, in die sich der Schwefler, wenn sie ihm gelungen scheint, sozusagen verliebt, gehört. So das charakteristische „Tak Vám pravím pane kmotře" (Wie ich's sage, Herr Gevatter) und „Všecko je hotovo" (Alles ist abgemacht; S. 10). Die komische Beschreibung der trefflichen Eigenschaften des Freiers (S. 13) lautet in Prosaübersetzung folgendermaßen: „Ein anständiger Jüngling von mehr ruhigem Benehmen, kein Liebhaber von schalen Worten und Scherzen, ein wahres Lämmchen an Charakter, frei von aller Schuld und Fehle, alle Mütter würden sich Söhne mit einer so braven Seele, wie die Wenzels ist, wünschen. Er ist weder groß noch klein, weder dick noch dürr, weder lahm noch taub, weder ein Wütherich noch ein Dummian, weder ein Verschwender noch ein Geizhals — kurz, alles ist an ihm in rechtem Maß, der Leib gesund wie Lindenholz, das Gut ist dreißigtausend wert, also was will man mehr?" Diese confuse Beschreibung des Freiers ist natürlich für den Übersetzer ins Deutsche schwer beizubehalten, und doch kann man nur bedauern, dass der liebliche Unsinn von ihm durch logischere Sätze ersetzt wird. Sogut auch der Anfang von Kalbeck nachgeahmt erscheint, der Schluss:

„Er ist wohl abgeschliffen,
Er ist leicht von Begriffen,
Nüchtern,
Schüchtern,
Fein im Ton...
Doch das sagt' ich schon."

kann sich nicht mit dem Original, was natürliche Derbheit des Ausdruckes betrifft, messen. Die Hauptbetonung am Schluss der Aufzählung so vieler ausgezeichneter Eigenschaften des Freiers ruht im Original und folglich in der Musik auf den Worten: „Der Körper ist gesund wie eine Linde, dreißigtausend ist das Gütchen wert,

also was will man mehr?" die im Destillationsapparat Kalbecks sich zu eitel Dunst verflüchtigt haben.

In ähnlicher Weise lassen sich aus dem zweiten Act eine Menge Stellen anführen, die sich zu weit vom Original entfernen, wie vor allem der erste Gesang des Stotterers Wenzel und das humorvolle, etwas boshafte Kokettieren Mařenkas mit ihm: „Já bych se Vám ibila?" (Findet Ihr mich wirklich schön? S. 24.) An letzterem Beispiel ist besonders deutlich zu sehen, wie die gänzliche Umschreibung des Textes der musikalischen Figur, welche der Componist anwendet, den Boden entzieht und sie unverständlich macht. Die Stelle lautet, aus dem Original wörtlich übersetzt: „Ich würde Euch also gefallen? Mich möchtet Ihr wirklich zur Frau nehmen? Ich möchte Euch lieben und wie ein Wickelkind (‚in Windeln') hegen." Aus der letzten Wendung erklärt sich die dudelsackartige Weise, welche Mařenka singt, und durch welche das Wiegen des Kindes veranschaulicht wird. Die Worte Kalbecks:

„Dem halt' ich Treue bis ans Grab,
Den ich ins Herz geschlossen hab'!"

lassen diese Melodie als ein zweck- und sinnloses Herumdudeln, das die Componistenlaune zufällig gerade für diese Stelle gewählt hat, erscheinen.

Die schwierige Aufgabe, die Scene Kecals mit Hans, in welcher jener den letzteren zum Verkauf seiner Braut zu überreden sucht, zu übertragen, hat Kalbeck größtentheils hübsch gelöst (S. 28). Bei aller Freiheit, die dem Übersetzer eines Operntextes verstattet ist, bleibt mir aber unbegreiflich, wo Kalbeck die Verse:

„Was ist Dir geblieben?
Freund, hab' acht!
Froher Sinn und Lieben,
Gute Nacht!"

hergenommen hat.

Die Übersetzung des darauffolgenden Monologes des Hans (S. 32) verträgt die freie Umschreibung, welche Kalbeck gewählt hat, ganz gut. Die folgenden Verse (S. 33), welche die Abschließung des Vertrages einleiten, entsprechen jedoch durchaus nicht dem Original, in welchem der Heiratsvermittler selbst die Leute auffordert, ihm bei dem Pact Zeugenschaft zu leisten, während Kalbeck den Chor als zudringlichen Zuhörer erscheinen läßt: „Ja, wir wollen's endlich (?)

hören!“ Die Entrüstung des Vaters Mařenkas darüber, dass Hans von seiner Tochter um Geld abgelassen hat, wird in Kalbecks Übersetzung zu den matten Worten abgeschwächt (S. 34):

„Dass er auf das Geld nur schaut —
Frei will ich es Euch gestehen —
Hätt' ich ihm nicht zugetraut.“

Der dritte Act enthält eine Menge von schlichte Dorfbewohner charakterisierenden Redensarten, die wir wiederum in der vornehmeren Ausdrucksweise Kalbecks vermissen. So sagt der Pseudo-Indianer Muff in der Komödiantenscene, das Bärenfell würde Wenzel so gut passen, als wäre es ihm auf dem Leib gewachsen (S. 39); so geht die komische Wirkung der Frage: „Co pak, co pak se přihodilo?“ (Was hat sich denn ereignet?), unter deren Wiederholung Mutter, Vater und Vermittler den armen Wenzel einander zuschieben, gänzlich verloren (S. 43); so hebt die Übersetzung des bekannten Sextetts (S. 47) die scharf betonten letzten Verse, in welchen Mařenka mit tragischem Ernst ausspricht, wie genau sie sich diesen Schritt (Wenzel zu ehelichen) überlegen wolle, zu schwach hervor.

Ebenso wäre eine größere Treue der Übersetzung zu wünschen in dem Schmollduett (S. 49):

„Mein lieber Schatz, nun aufgepasst,
Ich geb' Dir was zu hören!
Nur gönne mir ein wenig Rast,
Und wolle mich nicht stören!“

dessen einfacher Originaltext besagt: „Du bist ein hartnäckiges Kind, willst nicht die Wahrheit hören!“ — desgleichen in dem innigen Liede des Hans: „Utiš se“ (Sei ruhig, Mädchen, sei ruhig; S. 51). Derartige Änderungen am Original sind unangenehm, mögen sich aber entschuldigen lassen, wenn dadurch der Zweck besser als durch eine treuere Übersetzung erreicht wird. Warum aber der Eingangschor der Schlussscene, der die Frage nach dem Ergebnis des Überlegens, welches Mařenka verstattet wurde, enthält („Hast Du, Mariechen, auch gründlich bedacht, wie alles wird zuend' gebracht, sprich, sprich, gründlich bedacht?“ welche Worte sich einigemal zur Bezeichnung der Hast und Neugier wiederholen), die Worte (S. 52) singen soll: „Kommen wir gerne, so kommen wir gleich, aber, Mariechen, weshalb so bleich?“ von denen der erste Vers den Chor geradezu zu einem unnützen Geschnatter macht, leuchtet mir nicht ein.

Die hier angeführten wichtigsten Bedenken gegen Kalbecks Verdeutschung haben den Zweck anzudeuten, in welcher Hinsicht zuviel oder zuwenig geschehen ist. Die Übertragung der „Verkauften Braut" ist Kalbecks erste Übersetzung aus dem Böhmischen, welcher Umstand die bloß oberflächliche Berücksichtigung des Originals, vorausgesetzt dass dasselbe überhaupt Kalbeck vorlag, erklärt. Immerhin wäre eine Verbesserung der Verdeutschung der „Verkauften Braut" wünschenswert, wobei das Brauchbare von Züngels Übersetzung besser beizubehalten wäre.



Die eben eingeschobene Excursion über Kalbecks Textübertragung lieferte gelegentlich des Hinweises auf ihre allzu großen Freiheiten, auf das Verwischen der lebenswahren Färbung der Sprache des Originales ein Bild von den markant nationalen Zügen, welche das Libretto für die sprechenden oder vielmehr singenden Personen in sich schließt. Im allgemeinen zeigte sich, dass sich der Text Sabinas durch seine Kunstlosigkeit auszeichnet, indem der Textdichter seine Gestalten immer nach dem unmittelbar zunächst liegenden Ausdruck greifen läßt. Wir haben es mit einem Genrebild zu thun, in welchem neben dem schlichten Realismus derber Humor die Hauptstimmung bildet. Wir wissen auch, dass dieses Genrebild ursprünglich bloß das Substrat einer einactigen Operette bilden sollte.

(Fortsetzung folgt.)





Geistiges Leben in Österreich und Ungarn.

Geschichte des statistischen Bureaus der Haupt- und Residenzstadt Budapest 1869 bis 1894. Aus Anlass des 25jährigen Bestehens des Bureaus geschrieben und dem VIII. internationalen hygienischen und demographischen Congresse unterbreitet von Dr. Gustav Thirring, Vicedirector des hauptstädtischen statistischen Bureaus. Puttkammer und Mühlbrecht, Berlin 1894 (Pester Buchdruckerei-Actiengesellschaft). 41 S.

Es liegt in der Natur der Sache, dass die öffentlichen Gewalten dort zuerst der Statistik die Existenzberechtigung zuerkannt haben, wo die Gesetzgebung und die Verwaltung am dringendsten der Kenntnis jenes Thatsachenmateriales bedürfen, das sie zu erkunden und allgemein verständlich zu machen berufen ist. So hat man zuerst nur die männliche Bevölkerung und nicht auch die weibliche gezählt, weil die erstere zum Kriegsdienste bestimmt war und eine ganze Reihe praktischer Maßregeln von der Kenntnis ihrer Zahl abhängig erschien. Erst allmählich ist man sich der Bedeutung anderer Thatsachen, die bisher weniger zutage lag, und der Tragweite gewisser Zusammenhänge, die man früher gar nicht erkannt hatte, bewusst geworden, man hat daher die Aufgaben der Statistik weiter gefasst, manchmal vielleicht sogar zu weit. Es kommt nämlich nicht nur darauf an, was man wissen möchte, sondern auch darauf, ob man die fraglichen Thatsachen überhaupt statistisch erfassen, ob eine Methode der Erhebung und Darstellung gefunden werden kann, welche die Sicherheit bietet, dass die unvermeidlichen Fehler unerheblich sein werden. Entscheidend hiefür ist der Gegenstand der Erhebung selbst, ihre Methode und die Eigenschaften der Personen, welche die Ermittelung und Verarbeitung vorzunehmen haben, dann aber auch die Auctorität, welche das Organ besitzt, das die Erhebungen anordnet, verarbeitet und veröffentlicht.

Die Statistik ist ein verlässliches Instrument nur dann, wenn äußerste Vorsicht und Gewissenhaftigkeit ihr zur Seite stehen; trifft dies nicht zu, so kann sie wertlos, ja gefährlich werden. Die Statistik muss

ähnlich wie das Edelmetall, das heute als Geld dienen soll, eine Prägung an sich tragen, die den Münzherrn erkennen und die Sicherheit gewinnen läſst, daſs sie auf Gewicht und Feingehalt geprüft sei.

Die Auctorität also, unter der die Statistik vor die Öffentlichkeit kommt, ist von höchster Wichtigkeit für ihre Verwendbarkeit. Diese Auctorität muſs in sich vor allem zwei Eigenschaften vereinigen, soll sie den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechen und die Nützlichkeit der Statistik gleichzeitig zum allgemeinen Bewuſstsein bringen: sie muſs erstens die theoretischen Probleme vollständig beherrschen und den weiten Kreis von Fragen überschauen, für deren Lösung die statistischen Ermittelungen wichtig sind oder werden können, sie muſs aber zweitens auch mit der technischen Seite des Problems vollständig vertraut und sich vollständig Rechnung abzulegen imstande sein über die Wege, die thatsächlich im concreten Falle begangen werden können, über die Natur der Schwierigkeiten, die sich in den Weg stellen werden; Hand in Hand damit wird sie sich aber auch in jedem gegebenen Momente klar sein müssen, welche Fragen die actuellsten seien, welche Ermittelungen bei der gegebenen Lage der Dinge am meisten dem praktischen Bedürfnisse insbesondere der Verwaltung entsprechen. Dieser letztere Gesichtspunkt ist zwar zunächst ein opportunistischer, er entspricht aber auch dem Gesetze der Wirtschaftlichkeit, hat also seine volle Berechtigung.

Aus all dem ergibt sich auch, wie wichtig der Name ist, unter dessen Auctorität die Statistik vor das Publicum tritt. Gegebenenfalls haben wir es mit der Geschichte des statistischen Bureaus der Stadt Budapest zu thun, einer Stadt, die mit ganz erstaunlicher Schnelligkeit, mit einer vielleicht hier und dort etwas nervösen Hast sich zu dem Range einer tonangebenden Weltstadt emporringt. Die Gemeindestatistik, welche seit nun 25 Jahren auch in dieser Stadt gepflogen wird, hat ihr eigenes Gebiet und gegenüber der staatlichen Statistik ihre Vorzüge und Nachtheile. Ihr specielles Gebiet ist nicht nur ein räumlich engeres als das der staatlichen Statistik, es ist auch sachlich enger, da ja eine Reihe von Phänomenen, deren Untersuchung und statistische Erfassung die Gesammtverwaltung fordert, für sie gar nicht in Betracht kommt. Auf den ihr mit der staatlichen Statistik gemeinsamen Gebieten hat sie den Vorzug, daſs sie den zu beobachtenden Erscheinungen näher steht, leichter die Gesammtheit derselben untersuchen und feststellen, sowie daſs sie viel sicherer überprüft werden kann, dagegen den Nachtheil, daſs die Zahl der Fälle, die überhaupt eingetreten sind, also potentiell beobachtet werden können, eine viel geringere ist, der Charakter der Massenbeobachtung also weniger scharf zutage tritt, ja manchmal geradezu verloren geht. Endlich, und dies hängt mit dem eben Gesagten zusammen, darf nicht übersehen werden, daſs die Ergebnisse einer städtischen Statistik weniger allgemeine Wichtigkeit als die einer ganze Länder umfassenden besitzen, daher auch in der Regel weniger Beachtung finden. Dies gilt im allgemeinen; etwas anders liegen die Dinge, wenn es sich um die Statistik einer Stadt wie Budapest handelt, die geradezu als typisch für die moderne Großstadt überhaupt gelten kann, jene Großstadt, die unter dem Ein-

flusse der allgemeinen Tendenzen des Verkehrs- und Productionslebens rasch emporgewachsen ist und sich mit erstaunlicher Expansivkraft fortentwickelt. In einem solchen Falle erlangen die Ergebnisse ihrer Statistik auch allgemein wissenschaftliche Bedeutung, sie haben nicht nur den momentanen Anforderungen der Verwaltung der betreffenden Stadt zu genügen, sondern sie müssen im vollen Umfange vor dem Richterstuhl der Wissenschaft als solcher bestehen können, sie sollen wo möglich mit den Resultaten der Statistik anderer Städte vergleichbar sein und möglichst alle ihrer Natur nach statistisch erfassbaren Momente zur Darstellung bringen, auch diejenigen, welche gerade im gegebenen Momente nicht mit Verwaltungsaufgaben in unmittelbarem Zusammenhang stehen. In einem solchen Falle ist auch die Erforschung der geschichtlichen Entwicklung, also die periodische Wiederkehr der denselben Gegenstand betreffenden Daten von besonderer Wichtigkeit. Endlich muss eine solche Statistik durch regelmäßige, möglichst geschickt zusammengestellte Drucklegung ihrer Daten allgemein zugänglich gemacht werden.

Die Statistik der Stadt Budapest unter der bewährten Leitung eines Körösi hat in weitgehendem Umfange den specifischen Charakter der communalen Statistik erkannt und ihm Rechnung getragen; ihre Schriften sind das beredteste Zeugnis dafür. Die beiden zuletzt erschienenen Hefte der „Publicationen des statistischen Bureaus der Haupt- und Residenzstadt Budapest" mögen hier besonders bezeichnet werden; sie enthalten (XIX. Heft) die „Statistik der infectiösen Erkrankungen in den Jahren 1881 bis 1891 und Untersuchung des Einflusses der Witterung" und (XXV/1. Heft) „Die Hauptstadt Budapest im Jahre 1891, Resultate der Volksbeschreibung und Volkszählung, I. Band".

Angesichts der Stellung des Budapester Bureaus und seiner wissenschaftlichen Bedeutung ist es von Wert, auch über seine Geschichte unterrichtet zu werden. Das von dem Vicedirector des Bureaus, Dr. Gustav Thirring, dem neben Körösi das Hauptverdienst an der trefflichen Durchführung der letzten Volkszählung zukommt, verfasste Büchlein, dessen Titel an der Spitze dieser Zeilen steht, ist daher als eine interessante Publication mit Vergnügen zu begrüßen. Nach den obigen allgemeinen Betrachtungen mag nun der Inhalt dieser Schrift kurz dargestellt werden. Der erste Abschnitt behandelt die Organisation des Bureaus und zeigt uns, wie mühsam die Erkenntnis des Wertes communaler Statistik sich durchringen musste, welche Schwierigkeiten überwunden werden mussten, ehe ein wirklich zweckentsprechendes Institut ins Leben treten konnte. Ein — man könnte sagen — kühner Anlauf wurde genommen, alles schien gesichert, da kamen die vielen Wenn und Aber, harte Kämpfe des am 2. December 1869 zum Director des neucreierten Amtes erwählten Josef Körösi um entsprechende Ausgestaltung des Beamtenstatus, Perioden erzwungener Stagnation und endlich normale Entwicklung. Es ist ganz unmöglich, alle die kleinen und großen Vorfälle auch nur anzudeuten, welche Thirrings Schrift mit minutiöser Genauigkeit verzeichnet; nur des einen charakteristischen Momentes sei gedacht, dass Alexius Fényes an der Aufarbeitung des Volkszählungsmateriales im Jahre 1870 als

Diurnist mitarbeitete. Der zweite Abschnitt betrifft den Wirkungskreis des statistischen Bureaus, der extensiv durch die Vereinigung der Stadt Pest mit den Städten Ofen und Altofen bedeutend verändert wurde. Sachlich erschien schon in dem 1871 von Körösi dem Magistrate vorgelegten Entwurfe wohl all das in den Kreis der Aufgaben des Amtes aufgenommen, was nach dem specifischen Charakter der communalen Statistik nur irgend in Betracht kommen konnte; durch ein Organisationsstatut wurde dann der Wirkungskreis des Bureaus folgendermaßen umschrieben: „Aufgabe des statistischen Bureaus ist die Beobachtung und regelmäßige Aufzeichnung der im Kreise des municipalen und socialen Lebens auftretenden Erscheinungen, damit einerseits die Administration gefördert, anderseits die Erkenntnis der Interessen der Hauptstadt statistisch möglich werde." Das Bureau hat laut dieses Statutes Wochenausweise, Monatshefte, Vierteljahrshefte und ein Jahrbuch zu veröffentlichen; überdies hat es noch größere Publicationen selbständig herausgegeben. Es kann hier nicht darauf eingegangen werden, die große Zahl der einzelnen Arbeiten namhaft zu machen, an denen sich Josef Körösi im Interesse Budapests betheiligt hat; einerseits führt Thirrings Schrift diese Leistungen sorgfältig auf, anderseits sind die Verdienste Körösis allgemein so bekannt, dass es wohl überflüssig wäre, sie noch besonders in diesen Zeilen hervorzuheben. Jedenfalls hat Budapest viele Ursache, diesem Manne dankbar zu sein und ihn unter seine verdientesten Bürger zu rechnen.

Das Capitel über die innere Organisation des statistischen Dienstes ist für jeden Berufsstatistiker von besonderem Interesse, und man kann nur bedauern, dass es vielleicht etwas gar zu kurz gerathen ist. Darin liegt aber auch wieder ein Vorzug desselben, weil es uns zeigt, dass es Thirring nur darum zu thun war, Thatsachen zu constatieren, nicht aber darum, das Amt, an dessen Arbeiten er ja selbst hervorragenden Antheil nimmt, zu loben.

Wertvoll sind die weiteren Abschnitte, von denen jener über die Arbeiten des Bureaus eine sehr erwünschte Zusammenstellung ihrer Objecte bietet (siehe hierzu den Anhang); die weiteren handeln über die Volkszählungen, die Bibliothek und deren Tauschverkehr, die internationalen Congresse und Ausstellungen, endlich über Personalangelegenheiten.

Das ganze Schriftchen zeigt uns die Solidität der Institution, über die es handelt, und liefert uns den Beweis, dass ihre Publicationen unter guter Flagge segeln, dass sie Vertrauen verdienen. Damit aber stimmt auch das Urtheil überein, das man fällen wird, wenn man die Publicationen des Bureaus selbst ansieht. Thirrings Schrift lässt sich als gesund und wahrhaft an dem Gegenstand selbst erproben, den sie behandelt.

Dr. H. v. Schullern-Schrattenhofen.

Wien.





Österreichisch-Ungarische Dichterhalle.

Trost.

Von Franz Kranewitter.

Innsbruck.

Schon hat der Herbst in seine Trauer
Rings eingehüllt den Föhrenwald,
Vom Berge dringt ein Regenschauer
Mir in die Seele eisig kalt.

Wo übers Kreuz dort eine Weide
Zum Schirme senkt den breiten Ast,
Da will ich auch in meinem Leide
Mich setzen hin zu kurzer Rast.

Wenn von dem Baum mit schwachem Klopfen
Zu Boden fällt die Regenflut,
Ist's mir, als fühlt' ich niedertropfen
Auf meine Brust des Heilands Blut —

Ist's mir, als ob mit linden Armen
Er voll Erbarmen mich umfieng
Und durch das Herz ein froh Erwarmen
Im Froste dieses Daseins gieng.

Aus alter Zeit.

Von Heinrich v. Wlislocki.

Budapest.

Viel trübe Winter schwanden,
Verblüht ist mancher Mai,
Seit ich nach fremden Landen
Zog einsam hier vorbei.

Hier auf der alten Brücke
Denk' ich der alten Zeit,
Mein Herz fliegt weit zurücke,
So weit, unendlich weit!

Aus längst entschwund'nen Tagen
Winkt's mir mit Geisterhand,
Die Wellen flüsternd fragen,
Ob Ruh' ich draußen fand?

Wozu, o Fluss, Dein Mahnen
Im Glanz des Mondenlichts?
Fahr wohl auf feuchten Bahnen,
Von Leid weißt Du ja nichts!

Wir sind in Gram vergangen,
Sind alt jetzt, ich und sie,
Du hoffst auf Lenzesprangen,
Für uns erblüht es nie.

Bald wird die Luft wohl linder —
Den wir geträumt, den Traum
Bald träumen ihre Kinder
Hier in dem Waldesraum.

Wie wechselnd Well' auf Welle
Dir rasch entflieht, o Fluss,
So wandelt Lieb' sich schnelle,
Weil alles wechseln muss!



Was kommst Du, sag', mich zu besuchen
Im Traum beinahe jede Nacht?
Willst Du, o sag', vielleicht mir fluchen,
Wenn ich am Tag' nicht Dein gedacht?

Du hast das letzte Wort gesprochen,
Was willst Du denn von mir noch, sprich?
Du hast ja längst das Herz gebrochen,
Das treu in Lieb' gepocht für Dich.

Willst Du vielleicht voll Hohn mich fragen,
Ob mir Dein bleiches Schwanenbild
Aus längst verrauschten Jugendtagen
Gibt das Geleit versöhnend, mild?

Ob ich vielleicht Dich schon vergessen,
Ob ich Dich lieb' wie dazumal,
Als Du von Lieb' sprachst, unermessen,
Die mir das Glück, die Zukunft stahl?

O, lass ihn ruhn in seiner Trauer,
O, frag' ihn nicht, den stillen Mann,
Der jenseits selbst der Friedhofsmauer
Dich ewig liebt, selbst dort, selbst dann!



Wenn mit der Flut des Jubels fliegen
Möcht' stolz das Herz der Frühlichthelle
Entgegen wie auf luft'ger Welle;
Wenn rings wie traumbefangen liegen

Im Maienblütenregen Auen,
Wo lenzumschauert Rosen sprießen,
Lichtbilder kommen und zerfließen:
Wer dächt' dann an des Todes Grauen?

Doch wenn uns niederziehn die Klagen
Ins Thal, wo Friedhofskreuze ragen,
Und Seufzer unser Herz durchschaudern,

Wer athmet dann nicht auf: „Von Schmerzen,
Die gierig nagen mir am Herzen,
Befrei', o Tod, mich sonder Zaudern!"



O komm!

Von A. Herrmann.

Budapest.

O komm! Die Stunden schleichen träg'
Wie Schlangen und verschwinden nur
In trüber Sehnsucht Höhlenschlund,
Gramfurchen zeigen ihre Spur.

O komm! Wohl lang der Tag, doch geht
Er inhaltslos und leer dahin;
So schal die Nacht, erquickt auch nicht,
Wenn thatlos ich ermattet bin.

O komm! Das Warten altert früh,
Die Zeit der Jugend Mark verzehrt,
Zum Leben macht nur Lieb' die Zeit,
Nur Liebe gibt dem Leben Wert.

O eil'! Das Leben ist so kurz —
Und währt' es auch in Ewigkeit,
Ersetzen könnt' mir's nimmermehr
Die ohne Dich verlor'ne Zeit.



Mein Frühling.

Von Demselben.

Hab' einige schlichte, bescheid'ne
Feldblumen gepflückt,
Mit denen der liebende Frühling
Die Wiese geschmückt.

Hab' einige schlichte, bescheid'ne
Verszeilen gebracht,
Mit denen der Frühling der Liebe
Mein Herz hat bedacht.

O, nimm diese Blumen, die Lieder,
Meine Liebe dazu,
Du bist ja mein Blühen, mein Dichten,
Mein Frühling bist Du!



Spruch.

Von Caspar Speckbacher.

Obermieming in Tirol.

Nimm Dich so, wie Du bist, und übernimm Dich beileib nicht,
Halt demnach niemals zuviel, stets jedoch etwas auf Dich!
Denn ist der Mann in Gefahr, sich streckend und dehnend zu platzen,
Schrumpft er auch jämmerlich ein, hält er sich nimmer für wert.



Böhmische Skizzen.

In freier Übertragung von Dr. Guido Alexis.

II.

Unser „Nikolo".

Aus den Erlebnissen eines musterhaften Gatten und Vaters.

Von Ignaz Hermann.[1])

Den diesjährigen 5. December werde ich nicht so leicht vergessen. Übrigens lebt auf dieser Erde noch ein Mensch, der ihn bis an sein Lebensende gewiss nicht vergessen wird. Versichern aber kann ich auf meine Ehre, dass mir das, was sich an jenem verhängnisvollen Tage, eigentlich Abend, zugetragen, durchaus nicht zur Last fällt. Alles hat väterliche Liebe und ehegattliche Fügsamkeit verschuldet. Dafür aber kann ich nichts, dass ich ein musterhafter Gatte und Vater bin.

Besagter 5. December begann gleich morgens recht artig. Kaum dass ich mir nach dem Frühstück den Mund abgewischt hatte und nach meinem Hute griff, um meinem Tagwerk nachzugehen, trat mich meine vielgeliebte Frau an und sprach ernst, nachdrücklich:

„Männchen, ich brauche einen Fünfer . . ."

Ich guckte in ihre blaugrünen Augen und erwiderte ungemein sanft:

„Liebe Frau, deren brauchte ich wohl mehrere . . ."

Ich konnte nicht zuende sprechen, denn mein mir vor Gott und der Welt angetrautes Weib unterbrach mich vorwurfsvoll:

„Mache keine Witze, Männchen, und gib mir einen Fünfer! Es ist höchste Zeit, dass ich in die Stadt gehe."

„Es fällt mir nicht im Traume ein, Witze zu machen, Weibchen! Allen Ernstes habe ich einige Fünfer vonnöthen. Übrigens ist es auch für mich höchste Zeit, in die Stadt zu gehen. Auf Wiedersehen . . ."

Allein ich konnte mich nicht von der Stelle rühren; denn die Blicke meiner Frau hafteten an mir so ernst und streng, dass sie mich sozusagen festbannten. Und als ich mich mit Aufbietung meiner ganzen Manneskraft gleichwohl zum Fortgehen anschickte, sprach meine Ehehälfte im Tone schmerzlichen Vorwurfes:

„Also sollen unsere theuren Kinder nicht theilhaben an der allgemeinen Freude, die der heutige Abend allen anderen Kindern bringt! Sie allein sollen unbeschenkt auf ihr Lager sinken!"

„Der heutige Abend! Ja, was ist's denn damit?"

„Hast Du vergessen, dass morgen St. Nikolaus ist? Gehst Du mit geschlossenen Augen durch die Straßen, dass Du nicht gewahrst, was allerorts für die kleine Brut vorbereitet wird?"

---

[1]) Náš „Mikoláš" (Z Pražských zákoutí, str. 163—178).

Du mein lieber Himmel, daran hatte ich wahrhaftig nicht gedacht! Seit vier Wochen sinne ich auf nichts anderes als auf die sich nahenden heiligen Tage, das schönste Fest des ganzen Jahres für einen Familienvater, aber auch das allertheuerste. Ich knausere, sagte ich mir, mit jedem Gulden, mit jedem Zehner, ich kämpfe in meinem Inneren lange tapfere Kämpfe durch, ehe ich ein Sechserl aus der Tasche hole, wäre es auch die unvermeidlichste Ausgabe, ich rauche seit vier Wochen nichts als „Kurze", um nur für Weib und Kind so viel als möglich zusammenzubringen für Weihnachtsgeschenke, für einen rechtschaffenen Fisch, für einen Christbaum, für gegossene Dalken, für ein Feiertagsessen am Heiligen Tag, ich lebe in beständiger Angst und Furcht, dass mich nicht hinter irgendeiner Ecke ein Gläubiger von Schuster oder Schneider anfalle und mir einen Theil von dem, was ich für die Feiertage zusammengespart, abfordere — und jetzt hält mir meine Frau den Nikolai-Tag mit allen Anforderungen vor Augen, welche das Gedächtnis dieses slavischen Heiligen an einen mit einem Paar oder einigen Paaren von Kindern gesegneten Hausvater stellt!

„Weibchen," sprach ich mit allem Schmelz der Stimme, deren ich in meiner gedrückten Stimmung fähig war, „Weibchen, in drei Wochen haben wir den Heiligen Abend, wo mir ohnedies Bescherungen genug obliegen! Wir können das doch, meine ich, in einem abthun, und glaube mir, dass unsere Kinder mit gleicher Freude nach dem, was ihnen das Christkindl bringt, greifen werden, als sie morgen thun würden, wenn sie die Geschenke vom Nikolo sähen! Und glaube mir, sie werden sie ganz ebenso zerbrechen und zerschlagen! Ich halte also dafür, dass wir ganz gut und vernünftig handeln, wenn wir uns die Überraschung für den Heiligen Abend aufsparen. Wir haben bis dahin mehr Zeit, es wird uns dann mehr freuen, und weder unsere liebe Libuschka noch unser Dalibor werden eine Ahnung haben, dass sie um den Nikolo gekommen sind. Sie verstehen ja ohnedies davon noch nichts."

Ich bildete mir ein, ein glänzendes Plaidoyer vom Stapel gelassen und meine Gattin von der Unnöthigkeit einer zweimaligen Bescherung binnen drei Wochen gründlich überzeugt zu haben — allein ich irrte.

„Also gut!" sprach meine Frau. Doch was sage ich „sprach" — sie hauchte es hin, als ob sie ihre Seele aushauchte, sie lispelte die Worte, als ob ihr jede Hoffnung auf ein ferneres Dasein zerknickt wäre, und ließ dabei ihr Köpfchen sinken wie eine Blume, die ein plötzlicher Hagelschlag gebrochen hat. In diesem Augenblicke konnte mein geliebtes Weib Modell für einen Bildhauer sein, der für ein Grabmal eine ergreifend schmerzerfüllte Gestalt zu meißeln hat.

Ich versuchte, sie dem Leben zurückzugeben, sie für die gewohnten menschlichen Gefühle und Regungen empfänglich zu machen.

„Erwäge, Mauserl, eine doppelte Ausgabe! Du weißt recht gut, dass ich nichts zum Hinauswerfen habe! Die Feiertage kosten Geld, so viel Geld, dass ich nicht weiß, wo ich es hernehmen soll, vielleicht geht es doch ohne den Nikolo . . .".

„O gewiss," stimmte mir mein Weibchen zu in einem Tone lind und sanft wie das Wehen eines Zephyrs, „gewiss geht es! Ich habe ja

unrecht, von Dir zu fordern, dass Du Dich in Deinem Rauchen ein klein wenig einschränkst, acht Cigarren im Tag ist ja nicht viel. Auch darf ich nicht verlangen, dass Du das Wirtshaus meidest, nach der Anstrengung des Tages ist es ja nothwendig, sich im Kreise von Freunden und Bekannten zu erholen, und ins Theater zu gehen darfst Du Dir auch nicht versagen. Auch hast Du ja noch nicht das Velociped bezahlt, das Du Dir anschaffen musstest, um eine nützliche und gesunde Bewegung zu pflegen ... Darum lassen wir das, Liduschka und Dalibor werden gewiss nicht nach den Geschenken fragen, die der heilige Nikolaus den Kindern meines Bruders Eman, meiner Schwester Josefine, meines Vetters Albrecht und von anderen Bekannten bringt. Du hast vollkommen recht, das ist eine überflüssige Ausgabe, nur bei mir ist es eine so dumme Gewohnheit, wenn ich mich an die freudige Überraschung erinnere, die mir, solange ich bei meiner guten, theuren Mutter war, am Nikolai-Tage bereitet wurde ..."

Ihr Auge wurde bei den letzten Worten feucht, und sie wandte ihr Antlitz von mir. Nicht aber so rasch, dass ich nicht bemerken konnte, wie ihr beide Augen von bitteren Thränen übergiengen.

So oft meine Frau ihre „gute, theure Mutter" oder so etwas dergleichen vorbringt, ist es um mich geschehen. Augenblicklich sah ich ein, ich dürfe meine unschuldigen Kinder nicht um die Nikolo-Freude bringen, griff in meine Brieftasche, zog mit schwerem Herzen einen Fünfer heraus und gab ihn meiner Frau. Es dauerte eine Weile, ehe sie ihn annahm, ich musste sie inständig bitten, es zu thun. Dann gieng ich in die Stadt, ernstlich überlegend, wie ich das Loch zustopfe, das diese unerwartete Auslage in mein Weihnachtsbudget gerissen hatte.



An diesem Tage war unsere Mahlzeit etwas minder. Suppe und Linsen, die vom gestrigen Tische übriggeblieben waren, dann eine „Semmel-Bába", die meine liebe Frau aus den von meinen lieben Kindern in irgendeinem Winkel verworfenen, mehrere Wochen alten Semmelresten zu bereiten pflegt. Dafür waren, wie ich wahrnehmen konnte, als ich mir ein reines Sacktuch holte, in der obersten Schublade des Wäschkastens unter einem großen Bogen Papier eine Menge bunter Herrlein und Mägdelein, ein rauhaariger und ein Zwetschkenteufel, ein Rauchfangkehrer, ein papierener Nikolo, ein Pferd, ein Wägelchen, eine kleine Kanne, eine umflochtene Ruthe und andere Kostbarkeiten hergerichtet. Das waren die „kleinen Angebinde" aus meinem unglückseligen Fünfer! Ich stand vom Tische mit unverdorbenem und gewiss nicht überladenem Magen auf und stillte meinen Appetit mit einer derben Schnitte Brot. Mein Weibchen, wieder in ihrer vollen guten Laune, blickte mich so von der Seite an, und ich denke, das Gewissen drückte sie etwas. Sie trat zu mir und vertraute mir geheimnisvoll:

„No, ärgere Dich nicht über das schmale Essen! Für den Abend habe ich gefüllte Schnecken hergerichtet und einen Schöpsenbraten, dass

Du Deine Freude daran haben sollst. Ich habe Onkel Emil und Tante Tini eingeladen, damit wir lustig sein können . . ."

Nach einer Weile brachte sie mir den schwarzen Kaffee. Ich pflege ihn nach dem Speisen um der besseren Verdauung willen zu trinken. Wofür sie mir ihn heute brachte, begriff ich nicht.

Nach einem kurzen Schläfchen zog ich mich an und war, nachdem ich die Kinder geküsst, im Begriff auszugehen, als mich mein Weibchen an der Schulter fasste und ins zweite Zimmer führte, um mir zuzuflüstern:

„Und hast Du an den Nikolo gedacht?"

Ich sah ihr verwundert ins Gesicht.

„Du hast doch alles im Wäschkasten, es sieht ja dort aus wie in einer Kinderspielwarenhandlung!"

„Nun freilich!" rief die Frau voll Freude. „Aber einlegen muss es der Nikolo selbst, das ist dann feierlicher; Du musst Dich dazu gehörig verkleiden . . ."

„Ich? Ich mich als Nikolo verkleiden? Was fällt Dir denn ein! Und wo nähme ich die Maskerade her . . jetzt? Es ist ja doch nicht Fasching!"

„Du mein lieber Himmel, beim ‚Böhm' kriegst Du alles, was Du brauchst, für ein paar Zehnerl auf Borg! Übrigens einen Rock haben wir, den Ornat habe ich Dir aus einem Deiner alten Hemden zugerichtet, auf die Brust habe ich aus goldenen Borten ein Kreuz genäht. Du brauchst Dir nur eine hohe Mütze, einen Stab und einen Bart auszuleihen. Wird das schön sein! Und werden die Kinder Augen machen!"

„Ja, Augen werden sie machen, dass sie Fraisen bekommen! Wer hat Dir nur das wieder in den Kopf gesetzt!"

„Sei ohne Sorgen! Ich habe sie auf die Ankunft des Nikolo vorbereitet, die Lidunka kann ihn schon nicht erwarten und wiederholt in einemfort das Gebetlein, das sie ihm vorsagen muss. Wird das eine Überraschung und eine Freude sein! Zu uns, solange ich bei meiner guten, theuren Mutter war, kam der Nikolo immer in Person . . ."

Ich drückte mich aus dem Zimmer und aus dem Hause. Also ich soll den Nikolo machen! Guter Gott, auf was sollte der Mensch nicht alles bedacht sein, wenn er sich entschließt, zu heiraten und Vater zu werden! Hatte ich nicht Sorgen und Laufereien genug, dass ich oft nicht wusste, wo aus und wo ein, und zu alldem jetzt der Nikolo! Woher nehme ich auf einmal die Würde, die dazu gehört? O Weiber, Weiber, in was für verzwickte Lagen wisst Ihr uns zu bringen! Ich sträubte mich in meinem Inneren gegen diese saubere Zumuthung, und doch sagte ich mir, dass ich ohne die zur Vorstellung des ehrwürdigen Heiligen nöthigen Requisiten zu meinem häuslichen Herde nicht zurückkehren dürfe.

Ich probierte im Gehen, ob es mir gelänge, meine Stimme zu verändern. Meine Versuche hatten den ergötzlichen Erfolg, dass die Leute auf der Gasse stehen blieben, weil sie meinten, einen Verrückten vor sich zu haben, und gleichwohl wollte es mir nicht gelingen, meiner Kehle den

erforderlichen würdigen Bass zu entlocken. Ich besah mich unterwegs in den geschliffenen Glastafeln der Auslagkasten, und immer und immer musste ich mir sagen, dass meine ganze Figur sich in grausamem Gegensatz zu dem Aussehen des freigebigen Bischofs befinde, wie ich mir ihn vorstellte. Zudem war ich in einer Laune, die sich eher für den gehörnten höllischen Begleiter des Bischofs schickte, aber durchaus nicht für den weichherzigen, wohlthätigen, liebevollen Heiligen.

Mit meinem Geschäft war es ohnedies nichts an diesem Tage, außerdem verschüttete ich es mit mehreren Bekannten, denen ich längst einen Besuch schuldig war; ich verfiel in eine stets ärgerlichere Stimmung.

Schon lange hatte sich der Abend über Prag herniedergesenkt, schon rückte die Stunde heran, da ich heimkehren sollte, und noch hatte ich keine Ahnung, wie ich mich meiner schauspielerischen Leistung entledigen würde. Ich lief durch die Straßen, mich mit aller Macht gegen den mir auferlegten Beruf sträubend, und gleichwohl näherte ich mich, wenngleich auf Umwegen, mehr und mehr meinem Ziele, der „Ersten Masken- und Theaterrequisiten-Leihanstalt", die ich in meinem Geiste dorthin wünschte, wo der Pfeffer wächst. Zum Teixel auch, muss es denn solche Gewerbshandlungen geben?

Übrigens wer weiß, vielleicht hat der „Böhm" gar keinen Nikolo in Vorrath! Besitzt er ihn nicht, dann bin ich aller Sorgen los. In diesen Gedanken komme ich dem Platteis näher, besser gesagt, ich schleiche ihm zu.

Urplötzlich, ja wohl, urplötzlich zeigt sich meinen Blicken eine bekannte Gestalt. Nein, ich täusche mich nicht, Freund Wenzel Wowes ist es, ein alter Kamerad, eine gute Seele, ein Herz wie Gold. Uns trennten etwa zehn Schritte, ich aber machte nur drei, legte dem Freunde die Hand auf die Schulter und sagte in weichem zutraulichen Tone:

„Ja, wohin denn, mein lieber Gevatter, wohin?"

Die Sache ist nämlich die: ich habe meinem Freund Wowes schon dreimal Gevatter gestanden oder eigentlich seinen Buben, und bei seiner Unermüdlichkeit wird es vielleicht noch einigemal geschehen! Doch hatte ich ihn bisher nie „Gevatter" genannt. Der Ausdruck ist mir zuwider, es schmeichelt mir durchaus nicht, Gevatter zu sein, und ich rede meinen Kameraden fast immer „Woweschen" an. Aber heute fuhr mir bei seinem Anblick ein satanischer Gedanke durch den Kopf, und ich missbrauchte das Vertrauenswort „Gevatterchen", um ihm mein Entgegenkommen unter die Nase zu reiben und umso leichter einen Beweis des seinigen beanspruchen zu können. Oh, wenn er eine Ahnung hatte, was für einen tückischen Anschlag ich in meinem Gehirn ausbrütete, er nahm reißaus, weit auf die Kleinseite, wo er mit seiner sorgsamen Frau und seinen drei Paar Kindern, von denen die eine Hälfte dem männlichen, die andere dem weiblichen Geschlechte angehört, still und unangefochten in einem anheimelnden Hause wohnt. Freund Wowes hat von jeher und in allem ruhiges Ebenmaß geliebt!

Er wandte sich mir zu, und über sein Antlitz breitete sich sein freundlich grüßendes Lächeln aus.

„Gott zum Gruß, Gott zum Gruß, Gevatterchen!“ sagte er, denn er spricht mich nie anders an. „Ich eile nachhause, und wohin Du, Gevatterchen?“

„Frag' mich nicht, und komm mit mir!“ sprach ich und hieng mich an seinen Arm, damit er mir nicht entschlüpfe. Ich erzählte ihm kurz, was mir heute bevorstehe, bat ihn, mir aussuchen zu helfen, was ich für den Nikolo brauche, um es an ihm zu probieren, und zog ihn in das Martinsgäßschen.

„Ich lege es den Kindern für morgen in die Strümpfe ein,“ sagte er, „das ist bei uns schon so ein alter Gebrauch.“

„Das ist recht hübsch,“ erwiderte ich, „aber wenn der Nikolo selbst kommt, ist es noch hübscher, es ist so ehrwürdiger, feierlicher. Die Kinder haben da einen ganz anderen Eindruck, und die Erscheinung des vermeintlichen Heiligen wirkt auf sie umso mächtiger.“

Wir traten in die „Erste Leihanstalt“, Nikolo-Anzüge waren leider da, und ich suchte eine Bischofsmütze und zum Umhängen einen weißen Vollbart aus, was ich an meinem Freunde probierte, wie es ihm passe.

„Für Dich solltest Du eine andere Mütze nehmen,“ bemerkte Wowes, „Du hast einen größeren Kopf.“

„Gewiss nicht, Gevatterchen, wir haben das gleiche Maß! Ich muss doch sehen, wie die Sache aussieht.“

Bald hatte ich das Rechte gefunden, und wir waren wieder auf der Gasse. Freund Wowes reichte mir die Hand zum Abschied, aber ich redete mit dem einschmeichelndsten Tone, dessen ich fähig war, in ihn hinein:

„Schau', Gevatterchen, hättest Du keine Lust, mit mir zu gehen? Willst Du Dir nicht den Spass mit ansehen? Und meine Frau bereitet zuhause gefüllte Schnecken und einen Schöpsenbraten nach Wildpretart — möchtest Du nicht mit uns davon kosten?“

Gefüllte Schnecken, das wusste ich, waren die schwache Seite des Wowes, und ich merkte recht gut den Eindruck meiner Verlockung. Er zauderte ein wenig, dann aber nahm er sich zusammen und sagte:

„Ich kann nicht, Gevatterchen, wahrhaftig, ich kann nicht! Die Frau wartet auf mich mit dem Abendessen, und gerade heute sagte ich ihr, ich würde früher kommen.“

„Aber Du grundgütiger Himmel, Gevatter, da ist doch leicht zu helfen! Wozu haben wir denn in Prag Dienstmänner? Dort bummelt einer eben, wir schicken Deiner Frau ein paar Zeilen, und sie weiß, woran sie ist. Da hast Du einen Bleistift, schreibe die paar Worte auf eine Visitkarte, das Weitere besorge ich!“

Er überlegte einen Augenblick, dann that er, wie ich ihm gerathen. Ich mit einem Sprung beim Dienstmann, dem ich eine königliche Belohnung von zwei Sechserln in die Hand drückte, er mit der Karte auf die Kleinseite, und ich mit meinem Wowes zu mir.

Ich wohne zwar sehr weit vom Mittelpunkte der Stadt, gleichwohl waren wir in kurzer Frist an Ort und Stelle. Ich bat meinen Gevatter, so leise als möglich aufzutreten, und wie Diebe schlichen wir hinauf. Auf leichtes Anklopfen öffnete meine uns schon erwartende Frau, und nun

ohne Geräusch aus dem Vorhaus geradenwegs in mein Zimmer. Hier brannte schon die Lampe, und alles Nöthige lag in Bereitschaft: mein altes Hemd mit dem goldenen Kreuz auf der Brust, geputzte weiße Handschuhe, die mir ehedem als Tänzer gedient hatten, Mehl, um das Gesicht einzustauben, ein angebrannter Korkstöpsel zum Schwarzanstreichen der Augenbrauen, etwas Watte, die unter der Mitra als Hauptthaar des Nikolo herabzuhangen hatte.

Ich stellte mich eine Weile, als ob ich mich umkleiden wollte, wandte mich aber plötzlich, als ob mir jetzt erst der Gedanke gekommen wäre, an Vetter Wowes und sagte in einem Tone, der einen Stein erweichen konnte:

„Gevatterchen, Woweschen, Du könntest mir einen großen Dienst erweisen! Schau', wenn ich den Nikolo abgebe, bin ich nicht recht beim Zeug, und die Kinder möchten errathen, wer eigentlich der Nikolo ist. Von Dir haben sie keine Ahnung — sei ein guter Kerl, wirf Dich in den Anzug, und mache Du den heiligen Bischof! In wenig Augenblicken ist alles abgethan, und Du trittst in Deinem gewöhnlichen Anzug ins Zimmer, als ob Du eben von der Straße kämest. Nicht wahr, Du thust mir den Gefallen?"

Wenzel Wowes stand in der Mitte des Zimmers, blickte unschlüssig bald auf mich, bald auf die Nikolo-Requisiten — ich hatte Mühe, ernst zu bleiben bei der Figur, die der Ärmste machte.

„Aber Gevatterchen" — ich betonte stets nachdrücklicher den Kosenamen, der ihn daran erinnern sollte, was ich alles für ihn geleistet — „das darfst Du mir nicht abschlagen! Ich bin bereit, Dir wieder einmal zugefallen zu sein, wenn Du in die Lage kommst, und wären es Zwillinge, glaube mir!"

Er stand da wie ein Verzweifelter, der nicht weiß, welche Todesart er wählen soll, und fragte zuletzt in hoffnungsloser Ergebung:

„Aber ich bitte Dich, mein lieber Gevatter, was soll ich denn reden? Ich weiß ja von nichts, ich habe in meinem Leben keinen Nikolo gemacht!"

„Was Du reden sollst? Nichts einfacher in der Welt! Du fragst die Kinder erst nach ihren Namen, dann ob sie schon in die Schule gehen, und ob sie sich brav aufführen. Dann befiehlst Du der Lida, sie solle ihr Gebet hersagen, fragst sie, was sie für Glückwünsche zum Namenstage ihrer beiden Eltern, ihrer Großmutter gelernt habe. So auch mit dem Dalibor. Sodann läßt Du sie bis zehn zählen und fragst sie, was sie singen können. Zuletzt hältst Du an sie eine Ansprache, sie möchten ihren beiden Eltern gehorchen, und nachdem Du geendet, betheilst Du sie mit den Gaben, die hier im Korbe sind. Schau' her: das Pferdchen gehört dem Dalibor, der Backtrog und die Kanne der Lidunka. Den rauhhaarigen Teufel gibst Du dem Buben, den aus Zwetschken dem Mädel. Die Pfefferkuchen, die Äpfel und Nüsse theilst Du unter beide. Und so fort. Du siehst, das ist ja ganz leicht."

Und mit den letzten Worten warf ich meinem lieben Gevatter den Weiberrock über den Kopf, dann mein Hemd mit dem Kreuz, richtete

ihm um das Kinn den weißen Vollbart zurecht, setzte ihm die Bischofsmütze auf und ließ unter dieser die Watte hervorgucken, strich ihm mit dem Korkstöpsel die Brauen schwarz an, hieß ihn die weißen Handschuhe anziehen, gab ihm in die rechte Hand den Bischofsstab und hieng ihm an den linken Arm den Korb mit den Geschenken.

Als der heilige Nikolo fertig war, schob ich ihn in das Vorhaus, verfügte mich mit ihm leisen Schrittes auf den Gang vor unserer Wohnung und hieß ihn hier ein Weilchen warten, worauf ich heftig an der Glocke zog und in vollem Anzug in das Zimmer trat, als ob ich soeben nachhause käme. Dort waren schon unsere Gäste, Onkel Emil und Tante Tini; das eine Kind saß ihr auf dem Schoße, das andere hielt meine Frau in ihren Armen. Beide Kinder hatten die Augen weit aufgerissen, voll banger Erwartung.

„War der heilige Nikolo noch nicht hier?" frage ich.

„Freilich war er noch nicht da, Väterchen!" antwortet meine Frau für die Kinder.

„Dann kann er nicht lang mehr ausbleiben, denn ich habe auf der Straße soeben einen feurigen Schein gesehen. Ohne Zweifel theilt er irgendwo in der Nähe guten Kindern seine Gaben aus. Ich habe einen Engel über den Dächern schweben gesehen. Er hat einen großen Korb voll Spielzeug und Geschenken, kaum dass er ihn tragen kann."

Es trat eine Pause ein, jeden Augenblick konnte der Nikolo kommen.

Da läutete es einmal, dann ein zweites-, ein drittesmal, das Dienstmädchen öffnete die Thür des Vorhauses und sagte laut:

„Ich küss' die Hand, heiliger Nikolaus!"

Und schon wurde an die Thür geklopft, und Gevatter Wowes trat ein mit seinem Korb. Die Kinder wurden roth vor Angst und heiliger Scheu. Aber noch größeres Trema als sie hatte mein lieber Nikolo. Er stotterte seinen Gruß heraus, und als wir uns an ihn drängten, ihm die Hände zu küssen, um den Kindern mit gutem Beispiele voranzugehen, fiel er vollends aus seinem Concept. Er mischte in seiner Rede eines ins andere, und als er sich nicht mehr zu helfen wusste, platzte er heraus:

„Da bringe ich Euch etwas, das ich auf dem Kohlmarkt gekauft habe."

Unter der Watte auf der Stirn floss ihm der Angstschweiß herab.

Es war die höchste Zeit, dass er sich empfahl, denn den Kindern war schon das Weinen nahe, ja der unvernünftige Dalibor begann heftig zu schluchzen.



Ich gab dem heiligen Manne ehrerbietig das Geleite zur Thür hinaus, und schnell schlüpften wir beide aus dem Vorhaus in das Nebenzimmer.

Aber uns an den Fersen war meine Frau.

„Höre, Männchen," flüsterte sie mir zu, doch so, dass es Gevatter Wowes hören konnte, „weil ich geglaubt hatte, Du würdest den Nikolo machen, habe ich der Tante Klobas versprochen, Du werdest auch zu ihr

kommen! Der Onkel ist nicht zuhause, und die Tante erwartet Dich. Wie werden wir nur das anfangen?"

Und dabei blickte sie fragend und erwartend nicht etwa auf mich, sondern auf den Gevatter.

Wenn mir jemand einen Stich gegeben hätte, konnte mir nicht ärger sein. Das fehlte noch! Aber schnell war ich entschlossen, faltete die Hände und sah mit feuchten Augen auf den Wowes, indem ich ihn bat:

„Gevatterchen, da Du schon einmal im Zeug bist, möchtest Du mir nicht auch das noch zulieb thun? Ich gehe mit Dir, im Nu ist alles abgethan, und in einem Viertelstündchen sind wir zurück . . ."

„Und in der Zwischenzeit werden die Schnecken und der Schöpsenbraten fertig sein, und wir setzen uns zu Tische," fügte meine Frau bei.

Gevatter Wowes stand da wie ein Verurtheilter unter dem Galgen. Er sah mich an mit dem Blicke eines verendenden Rehs und sagte:

„Aber in dem Anzug . . . über die Gasse? . . ."

„Es geht ja niemand mehr," beschwichtigte ich ihn, „alle Welt ist zuhause und bei den Kindern mit den Geschenken . . ."

Der Gevatter sprach nichts, aber sein Auge sagte es deutlich: Oh, dass auch ich zuhause wäre! In was habe ich mich eingelassen!

Zuletzt sagte er unwillig, wie um der Sache ein Ende zu machen: „Nun denn, so gehen wir!"

Wir rafften uns auf und giengen. Wir drückten uns an den Häusern fort, und schon wollten wir in die nächste Gasse einbiegen, als wir um die Ecke her derbe Schritte vernahmen — im nächsten Augenblick standen wir vor der Polizeiwache, die uns entgegenkam.

Wir machten einen Versuch auszuweichen, allein es war zu spät.

„Heda, eine Maskerade! Wohin denn?" rief einer von der Scharwache, und schon legte er dem Gevatter die Hand auf die Achsel.

Der gute Wowes war versteinert und verstummt, er brachte keinen Laut hervor.

„Wissen Sie nicht," sagte jetzt ein zweiter Wachmann in strafendem Tone, „dass Maskeraden auf der Straße seit langem verboten sind?"

„Meine Herren," sagte ich ganz zerknirscht, „wir gehen ja nur zu unserer Tante, zur Frau Klobas, dorten das Haus! Dieser Herr ist mein Gevatter, Herr Wowes, Beamter, wir gehen nicht in den Häusern herum, wie Sie etwa glauben möchten . . ."

„Das ist nun einmal verboten und damit basta! Sie werden mit uns gehen, auf dem Polizei-Commissariat wird es sich zeigen."

Vor dem Gesetz habe ich von jeher Respect und dachte nicht an Widerstand. Wir giengen also. Mir schien, als hörte ich es, wie meinem armen Gevatter die Knie einknickten, und ich konnte mir denken, was für ein Vergeltsgott er mir in seinem Inneren sagte.

Doch das Schrecklichere kam erst. Während die Gasse zuvor wie ausgestorben war, weiß der Teixel, wo auf einmal von daher, von dorther die Leute kamen, Lehrbuben, Gassenjungen, Dienstmädchen, um uns, hinter uns, uns in feierlichem Zuge begleitend und dabei von Zeit zu Zeit mit Lachen rufend:

„Sie haben den Nikolo und den Teufel eingefangen!"

Der Teufel war offenbar ich.

Das war ein langer, leidenvoller Weg! Das Commissariat war weit, und eine Ewigkeit währte es, ehe wir vor den Polizei-Commissär, der eben beim Nachtmahl saß, vorgelassen wurden. Glücklicherweise war es ein solcher, der mich von Person kannte; nach kurzem Verhör und nachdem ich ihm den Namen meines Gevatters genannt, wurden wir in Freiheit gesetzt. Wir entfernten uns, den Nikolo-Anzug unter dem Arm, stillschweigend schlichen wir nach Haus, aller Appetit war uns vergangen. Übrigens war alles, was meine Frau uns aufbewahrt hatte, kalt und abgestanden. Der Gevatter aß nichts, trank nichts, und als ich ihm beim Abschied für den Gefallen, den er uns erwiesen, danken wollte, sagte er:

„Es ist gern geschehen . . . "

Aber *wie* sagte er das!

Als wir, nachdem die Gäste fortgegangen, allein waren, sagte meine Frau zornig:

„Aber Du musst auch immer eine Dummheit machen!"

Und sie legte sich nieder, ohne mir ein Bussel zu geben.

Geduldiger Leser, theilnahmsvolle Leserin, war *ich*'s, der „die Dummheit" gemacht?!



Für die Redaction verantwortlich: Franz Grünanger.

K. u. k. Hofbuchdruckerei Carl Fromme in Wien.